

MÜNCHNER BEITRÄGE ZUR JÜDISCHEN GESCHICHTE UND KULTUR

Abteilung für Jüdische Geschichte
und Kultur an der
Ludwig-Maximilians-Universität München

BAYERN UND ISRAEL:
GESCHICHTE(N) ZWISCHEN ISAR
UND JORDAN

Beiträge von Anna Abelmann, Lydia Bergida,
Irit Chen, Katrin Diehl, Markus Greif,
Avinoam J. Patt, Hannes Pichler, Felix Schölch,
Ludwig Spaenle und Julia Treindl

Jg. 15 / Heft 1 • 2021



Dieses Heft wurde gefördert von der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern und vom Freundeskreis des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München e.V.

Herausgeber: Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur,
Michael Brenner

Gastherausgeberin: Julia Treindl

Beirat: Martin Baumeister, Rom – Menahem Ben-Sasson, Jerusalem – Richard I. Cohen, Jerusalem – John M. Efron, Berkeley – Jens Malte Fischer, München – Benny Morris, Beer Sheva – Ronny Vollandt, München – David B. Ruderman, Philadelphia – Martin Schulze Wessel, München – Avinoam Shalem, New York – Wolfram Siemann, München – Alan E. Steinweis, Vermont – Norman Stillman, Jerusalem – Yfaat Weiss, Jerusalem/Leipzig – Stephen J. Whitfield, Brandeis.

Redaktion: Eva Haverkamp-Rott, Philipp Lenhard, Daniel Mahla, Martina Niedhammer, Julia Schneidawind (verantwortlich), Fabian Weber, Evita Wiecki

Anschrift: Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München, Historisches Seminar, Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München.

e-mail: juedische.geschichte@lrz.uni-muenchen.de

Erscheinungsweise: Jährlich zwei Hefte.

Bezugsbedingungen: Die Zeitschrift wird gegen eine Schutzgebühr von 10,00 € je Einzelheft, von 18 € im Jahresabonnement, zzgl. Porto abgegeben. Bestellungen werden an die Abteilung erbeten.

Manuskripte: Die Redaktion haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte.

Umschlagabbildung Bildnachweis:

Privat, mit freundlicher Genehmigung von Rabbiner Tovia Ben-Chorin

Trotz intensiver Bemühungen war es dem Herausgeber nicht möglich, alle Rechteinhaber der verwendeten Bilder zu ermitteln. Zur Abgeltung evtl. gegebener Rechte bitten wir die Rechteinhaber, sich an den Herausgeber zu wenden.

© Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Herstellung und Satz: Büro Beck, Kempten

Layout: Peter Mazzetti

Druck und Bindung: Esser printSolutions GmbH, Bretten

Das Signet ist der Buchstabe Lamed aus der Schrift Frank-Rühl-Hebräisch von Rafael Frank (1908). Mit diesem Buchstaben beginnt das hebräische Wort Limud, das „Lehre“ und „Lernen“ bedeutet.

ISSN 1864–385X

INHALT

BAYERN UND ISRAEL: GESCHICHTE(N) ZWISCHEN ISAR UND JORDAN

<i>Michael Brenner</i> Vorwort	5
<i>Julia Treindl</i> Einleitung	7
<i>Ludwig Spaenle</i> Israel und Bayern – Ein Geleitwort . . .	12
<i>Felix Schölch</i> Hochzeitsreise ins Gelobte Land. Die Emigration Schalom Ben-Chorins und Gabriella Rosenthals	17
<i>Avinoam J. Patt</i> „Entzünde in ihren Herzen das Licht der Hoffnung“ Abraham Klausner, Zalman Grinberg und der Zionismus unter den Displaced Persons	30
<i>Irit Chen</i> „Kontakt – aber keine offiziellen Beziehungen“: Das Israelische Konsulat in München zwischen Israel und Deutschland, 1948–1953	47
<i>Hannes Pichler</i> Ein Interview mit Godel Rosenberg über Franz Josef Strauß, Bayern und Israel	66
<i>Anna Abelmann</i> Zur Genese der bayerisch- israelischen Wirtschaftsbeziehungen: Ein Überblick	75
<i>Julia Treindl</i> Zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft: Das zweite israelische Konsulat in München – ein Gespräch mit der israelischen Generalkonsulin Sandra Simovich	87
<i>Julia Treindl</i> „Das Land ist klein und doch groß.“ Wahrnehmungen Bayerns und Israels von vier Grenzgängern und einer Grenzgängerin	95

BILDERSCHAU

<i>Lydia Bergida und Katrin Diehl</i> Münchner Juden, das (ausgefallene) Oktoberfest und Israel	111
--	-----

BERICHTE

<i>Markus Greif</i> Givat Brenner, Gauting und zurück: Ein deutsch-israelischer Schüleraustausch zwischen Erinnerungskultur und Jugendbegegnung	116
<i>Sarah Lex</i> Begegnungen im BADEHAUS: 75 Jahre Föhrenwald und der Film „Von Zeit und Hoffnung“	125

NACHRICHTEN UND TERMINE

Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur (Prof. Dr. Michael Brenner)	
Neues von Mitarbeitern und Absolventen	128
Veranstaltungen	129
Neues vom Freundeskreis des Lehrstuhls	132
Professur für Mittelalterliche Jüdische Geschichte (Prof. Dr. Eva Haverkamp-Rott)	
Neues von Mitarbeitern und Absolventen	134
Veranstaltungen	135
Die Autorinnen und Autoren	136
Übersicht der Themenschwerpunkte der bisher erschienenen Hefte	142

Michael Brenner

Vorwort

München ist in Israel oftmals mit zwei schicksalsträchtigen Jahreszahlen verbunden: dem Jahr 1938 und dem Münchner Abkommen, das den Weg zum Zweiten Weltkrieg und damit auch zum Holocaust ebnete, sowie dem Jahr 1972, das für das Massaker bei den Olympischen Spielen steht. München 1938 und München 1972 stehen aber viele andere Gesichter Münchens und Bayerns gegenüber. Dazu gehören die bayerischen Lokale, die es mittlerweile in Tel Aviv gibt, ebenso wie die israelischen Restaurants in München. Dazu zählen aber auch die Schulk Kooperationen und die Städtepartnerschaften, die sportlichen Begegnungen und der wissenschaftliche Austausch. Die LMU pflegt seit langem eine enge Kooperation mit der Universität Tel Aviv.

Seit 2015 besteht in München das erste Zentrum für Israel-Studien an einer deutschen Universität. In den vergangenen Jahren haben wir nicht nur zahlreiche Lehrveranstaltungen in diesem Bereich angeboten, sondern auch öffentliche Vorträge und Symposien organisiert. Mit der von seinem Namensträger begründeten Amos-Oz-Gastprofessur bringen wir in jedem Jahr israelische SchriftstellerInnen an die LMU, und mit der Gastprofessur für arabisch-israelische Koexistenz beleuchten wir die arabische Bevölkerung Israels sowie die Beziehungen zwischen Israel und seinen arabischen Nachbarn.

Der Freundeskreis des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur vergibt zudem seit vielen Jahren Stipendien für Sprachkurse und Studienaufenthalte an israelischen Universitäten, und unsere Studierenden können – in normalen Zeiten – an regelmäßigen Exkursionen nach Israel teilnehmen. Verantwortlich für diesen Austausch ist seit zwei Jahren die Herausgeberin dieses Heftes, Julia Treindl, die sich als abgeordnete Lehrkraft an der LMU insbesondere um die Vermittlung von Wissen über Israel und die Jüdische Geschichte für Lehramtsstudierende kümmert, aber auch zahlreiche Fortbildungen für Lehrkräfte organisiert. Dieses Heft ist Ausdruck der vielfältigen Schattierungen zwischen Blau-Weiß und Weiß-Blau. Ich bedanke mich an dieser Stelle nicht nur bei der Gastherausgeberin dieses Heftes, sondern besonders herzlich



bei den langjährigen Redaktionsmitgliedern Dr. Hiltrud Häntzschel und Dr. Ernst-Peter Wieckenberg, die unsere Zeitschrift von Anfang an mitgestaltet haben und sich im vergangenen Jahr aus der Redaktionsarbeit zurückzogen. Diese Zeitschrift wird immer auch ihre Zeitschrift bleiben.

Julia Treindl

Einleitung

Zweimal hätte Bayern beinahe eine wirklich aufsehenerregende Rolle in der Entstehungsgeschichte des Staates Israel gespielt: Auf der Suche nach einem Veranstaltungsort für den ersten Zionistenkongress 1897 fiel Theodor Herzls Wahl zunächst auf München. In Herzls Umfeld sprach man sogar bereits vom „Münchener Congress“. Infolge des Widerstandes der Israelitischen Kultusgemeinde München und des Allgemeinen Rabbiner Verbandes in Deutschland, die keinesfalls mit den zionistischen Bestrebungen Herzls assoziiert werden wollten, verlegte Herzl den Kongress schließlich nach Basel. Dort – und nicht in München – so notierte er bekanntermaßen in sein Tagebuch, habe er „den Judenstaat gegründet“.¹

Fast fünfzig Jahre später, im Oktober 1945, forderte David Ben Gurion den amerikanischen General Dwight D. Eisenhower dazu auf, alle jüdischen Überlebenden der Schoa in Bayern an einem Ort unter „[e]igenständige[r] lokale[r] und zentrale[r] Führung“ zu versammeln,² kurz: vorübergehend einen jüdischen Staat in Bayern einzurichten. Der verblüffte General Eisenhower lehnte diesen Vorschlag allerdings ab und so wurde Bayern – erneut – nicht zur Geburtsstätte eines jüdischen Staates.³

Trotz der zahlreichen historischen Verknüpfungen fehlt ein einschlägiges Überblickswerk zur Geschichte Bayerns und Israels. Diesem Anspruch kann auch die vorliegende Ausgabe der *Münchener Beiträge zur Jüdischen Geschichte und Kultur* nicht genügen. Wir möchten innerhalb unserer Möglichkeiten aber doch zeigen, dass es lohnenswert sein kann, die baye-

¹ Michael Brenner: Warum München nicht zur Hauptstadt des Zionismus wurde – Jüdische Religion und Politik um die Jahrhundertwende. In: Michael Brenner, Yfaat Weiss (Hg.): *Zionistische Utopie – israelische Realität. Religion und Nation in Israel*. München 1999, S.39–52. Für die Zitate siehe S.39, 42.

² Eintrag im Tagebuch von David Ben Gurion vom 27. Oktober 1945, zit. v. Yeshayahu A. Jelinek (Hg.): *Zwischen Moral und Realpolitik. Deutsch-israelische Beziehungen 1945–1965. Eine Dokumentensammlung*. Gerlingen 1997, S. 131.

³ Tom Segev: *A State At Any Cost. The Life of David Ben-Gurion*. Übersetzung v. Haim Watzmann. London 2019, S.356.

risch-israelische Geschichte in ihrer Gesamtheit in den Blick zu nehmen, und dass sie im Verhältnis zu den deutsch-israelischen Beziehungen zwar viele Gemeinsamkeiten, aber auch einige Besonderheiten aufweist.

Beginnend mit der zionistischen Vorgeschichte der israelischen Staatsgründung beleuchtet diese Ausgabe in loser chronologischer Reihenfolge bedeutende Phasen der bayerisch-israelischen Vergangenheit bis in die Gegenwart. In Gesprächen und Interviews kommen dabei immer wieder GestalterInnen der israelisch-bayerischen Beziehungen selbst zu Wort. Die AutorInnen setzen in ihren Beiträgen unterschiedliche Schwerpunkte und analysieren diplomatisch-politische, wirtschaftliche, bildungs- und alltagsbezogene sowie biografisch-literarische Aspekte dieser Geschichte.

Den zuletzt genannten Fokus wählt **Felix Schölch**. Er schildert die Reise Fritz (Schalom Ben-Chorins) und Gabriella Rosenthals im Jahr 1935 aus dem nationalsozialistischen Bayern ins britische Mandatsgebiet Palästina, von der Isar an den Jordan. Für das junge Paar war es zugleich die Hochzeitsreise und sie bedeutete weit mehr als nur einen Ortswechsel: Sie führte sie aus der Verfolgung in die (relative) Sicherheit, aus der bayerischen Heimat an den biblisch-zionistischen Sehnsuchtsort Jerusalem und aus der Jugend ins Erwachsenenalter. Schölch zeigt anhand seiner Archivrecherchen und des literarischen Werks Ben-Chorins auf, wie dieser zeitlebens hin- und hergerissen blieb zwischen seiner ersten bayerischen und seiner zweiten Heimat „im Schatten der Mauer“.

Avinoam J. Patt widmet sich in seinem Beitrag der jüdischen Displaced Persons-Zeit, in der die amerikanische Besatzungszone und damit vor allem Bayern in den Augen der zeitgenössischen Zionisten zur wohl wichtigsten Region Europas wurde. Hier versammelte sich nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs der Großteil der jüdischen Überlebenden, die vor allem aus Osteuropa kamen und sich in Bayern unter amerikanischen Schutz begaben. Patt stellt das humanitäre Engagement des amerikanischen Armeerrabbiners Abraham Klausner und seine Freundschaft und Zusammenarbeit mit dem litauischen Arzt und Holocaustüberlebenden Zalman Grinberg in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen. Für Klausner wies der Zionismus den einzigen Weg in die Zukunft der Überlebenden, anders als viele seiner Zeitgenossen war er sich nicht nur der historischen Bedeutung der jüdischen Displaced Persons für den künftigen Staat Israel bewusst, sondern auch der thera-

peutischen und sinnstiftenden Funktion des Zionismus für die Überlebenden selbst.

Irit Chen knüpft zeitlich und örtlich unmittelbar an Patts Beitrag an und nimmt ein wenig bekanntes Kapitel der Geschichte israelischer diplomatischer Institutionen in Bayern in den Blick: Obwohl es bis 1965 keinerlei offizielle diplomatische Beziehungen zwischen Israel und Deutschland gab, existierte von 1948 bis 1953 ein israelisches Konsulat im Münchner Stadtteil Bogenhausen. Es wurde in Abstimmung mit den amerikanischen Besatzern mit dem Ziel eingerichtet, die Emigration der jüdischen Displaced Persons aus Bayern nach Israel zu beschleunigen. Chen zeichnet in ihrem Beitrag nach, wie die beiden israelischen Konsuln, Chaim Yahil (Hoffmann) und Eliahu Livneh (Liebstein), mit dieser auf den ersten Blick paradoxen Situation umgingen und diplomatische Spielräume auf ihre jeweils ganz eigene Art zu nutzen verstanden.

Chens Beitrag zum ersten israelischen Konsulat dient der amtierenden israelischen Generalkonsulin **Sandra Simovich** und **Julia Treindl** als Ausgangspunkt eines Interviews über das aktuelle israelische Generalkonsulat, das seit 2011 in München existiert. Beim Vergleich von Vergangenheit und Gegenwart stellt Simovich insbesondere die große symbolische Wirkung heraus, welche mit der erneuten Etablierung einer offiziellen jüdisch-israelischen Vertretung in der einstigen „Hauptstadt der Bewegung“ verbunden war. Die Generalkonsulin betont die nach wie vor besondere Bedeutung Bayerns innerhalb der deutsch-israelischen Beziehungen; dabei bezieht sie sich nicht nur auf vergangenheitsorientierte, sondern vor allem auf gegenwarts- und zukunftsgerichtete israelisch-bayerische Kooperationen auf politischer, kultureller, wissenschaftlicher, wirtschaftlicher und zivilgesellschaftlicher Ebene.

In einem weiteren Gespräch loten **Hannes Pichler** und **Godel Rosenberg** das komplexe Verhältnis eines der wichtigsten bayerischen Politiker zu Israel aus: Franz Josef Strauß. Während Hannes Pichler seine wissenschaftliche Expertise in das Interview einbringt, schöpft Godel Rosenberg in seinen Schilderungen aus seiner eigenen Lebensgeschichte; als Pressesprecher der CSU in Bayern, enger Mitarbeiter von Franz Josef Strauß und später Leiter der bayerischen Auslandsrepräsentanz in Israel, kannte er zahlreiche Akteure aus Politik und Militär persönlich – unter anderem den Piloten Eliezer Cohen,

der eine Ladung Helikopter in Empfang nahm, die im Auftrag des damaligen Verteidigungsministers Strauß nach Israel verschifft worden war. Neben weiteren Details der geheimen Zusammenarbeit zwischen Israel und Deutschland kommt im Gespräch auch die kritische Haltung des CSU-Politikers in Bezug auf den Nahostkonflikt zur Sprache.

Im nachfolgenden Beitrag verlagert **Anna Abelmann** den Schwerpunkt von der politischen auf die ökonomische Sphäre. Der 1965 einsetzenden Formalisierung und Normalisierung der israelisch-bayerischen Wirtschaftsbeziehungen standen einige Hürden im Weg: Einerseits bewirkten die Schatten der Vergangenheit, dass Produkte „Made in Germany“ in Israel lange Zeit verpönt waren; andererseits verhinderten die wirtschaftlichen Interessen bayerischer Unternehmen in den arabischen Nachbarländern Israels häufig offizielle Geschäfte. In der Gegenwart hingegen, so führt Abelmann anhand zahlreicher Beispiele aus, ergänzen sich die „Start-Up Nation Israel“ und der von traditionsreichen Großunternehmen und einem starken Mittelstand geprägte Wirtschaftsstandort Bayern in geradezu idealer Weise.

Mit dem Ausbau der politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Bayern und Israel ging auch die Etablierung eines mittlerweile intensiven und von staatlichen Institutionen geförderten Bildungsaustausches einher. **Markus Greif** zeigt dies am Beispiel des deutsch-israelischen SchülerInnenaustauschs zwischen dem Otto-von-Taube-Gymnasium Gauting und der Givat Brenner Regional School, der gemeinsam mit Abba Naor und Uri Chanoch 2006 etabliert wurde. In Israel leben die Gautinger Jugendlichen in Gastfamilien und lernen auf ihren Exkursionen die Vergangenheiten und die heterogenen gegenwärtigen Lebenswelten Israels kennen. Greif betont die Nachhaltigkeit des SchülerInnenaustausches, der vor allem bewirkt, dass die Jugendlichen ihre jeweiligen Eindrücke aus Israel und Bayern in ihre Familien und ihr soziales Umfeld hineintragen.

In zwei weiteren Beiträgen richten wir unseren Blick auf die Gegenwart der israelisch-bayerischen Beziehungen: Die Bilderschau der Journalistin **Katrin Diehl** und der Fotografin **Lydia Bergida** stellt eine Hommage an das in diesem Jahr infolge der Corona-Pandemie entfallene Oktoberfest dar. Die Münchner Fotomodelle ließen sich für den Artikel in ihrer Lieblingstracht ablichten und berichten über persönliche Erfahrungen und Beobachtungen zu Israel(is) und der Wiesn.

Darüber hinaus unternimmt **Julia Treindl** den Versuch, aus den individuellen Schilderungen von fünf GrenzgängerInnen, die mit bayerischen wie auch israelischen Lebenswelten vertraut sind, gemeinsame und unterschiedliche Wahrnehmungen auf Bayern und Israel herauszuarbeiten. Mag die Beobachtung israelischer und bayerischer Lebensrealitäten aus der Ferne Treindl zufolge zu einfachen verallgemeinernden Zuschreibungen verleiten, so zeigen die Interviewauszüge letztlich, wie vielfältig und teils auch widersprüchlich die verbalisierten Nahaufnahmen bayerischer und israelischer Lebenswelten sind.

Darin besteht letztlich auch das Ziel dieser Ausgabe: für die vielfältige(n) Geschichte(n) zwischen Isar und Jordan zu sensibilisieren und zu zeigen, wie aufschlussreich der historische Blick auf die unterschiedlichen Verbindungen zwischen Israel und Bayern sein kann.

Ludwig Spaenle

Israel und Bayern – Ein Geleitwort

Unter dem Leitbegriff „Deutungskämpfe“ wird im Oktober 2021 der 53. Deutsche Historikertag in München stattfinden. Das Partnerland des Historikertags ist Israel. Dieses Land, so die Einführung auf der Homepage der Veranstaltung, steht „wie wenige andere Länder im Zentrum existentieller historischer und politischer Deutungskämpfe.“¹ Weiter heißt es: „Auch die Stadt München ist in vielfältiger Weise mit Israel verbunden. Hier wollte Theodor Herzl 1897 den ersten Zionistenkongress einberufen, was jedoch am Widerstand der deutsch-jüdischen Gemeinschaft scheiterte. Die Nationalsozialisten erklärten später München zur ‚Hauptstadt‘ ihrer Bewegung, von der aus sich ihre antisemitische Politik ausbreiten sollte. Während in Israel seit Jahrzehnten Zentren für die Erforschung der deutschen Geschichte und Kultur bestehen, wurde in Deutschland erst 2014 das erste akademische Zentrum für Israel-Studien (ZIS) an der Ludwig-Maximilians-Universität München geschaffen.“ Mit diesen knappen Sätzen ist der große historische Bogen der deutsch-israelischen, aber auch der bayerisch-israelischen Beziehungen gespannt. Den genannten Zeitmarken ist mit Blick auf Bayern unbedingt die Einrichtung eines Generalkonsulats des Staates Israel hinzuzufügen. 2021 können wir sein zehnjähriges Bestehen in München feiern. Die Strahlkraft des Generalkonsulats, das für ganz Süddeutschland zuständig ist, kann kaum überschätzt werden, und ich bin außerordentlich dankbar für die positive Vermittlungsarbeit aller bisherigen Amtsinhaber.

In meiner Arbeit als Kultusminister wie auch in meiner heutigen Funktion als Beauftragter der Bayerischen Staatsregierung für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus, für Erinnerungsarbeit und geschichtliches Erbe haben die Beziehungen zwischen Israel und Bayern immer eine herausragende Rolle gespielt. Bereits kurz nach meinem Amtsantritt als Kultusminister besuchte ich erstmals Israel. Mit dem damaligen Erziehungs- und Bildungsminister Gideon Sa’ar konnte ich ein

¹ Vgl. <https://www.historikertag.de/Muenchen2021/partnerland/> (letzter Zugriff 14. 11. 2020).

Memorandum of Understanding über die Zusammenarbeit in der schulischen Bildung, in der Gedenkstättenpädagogik und beim Jugendaustausch unterzeichnen. Mit Avner Shalev, dem Vorsitzenden von Yad Vashem, wurden regelmäßige Seminare bayerischer Lehrkräfte vereinbart, die seither jährlich in der Gedenkstätte stattfinden. Durch die großzügige Unterstützung des Münchner Mäzens Harry Habermann konnte das Kultusministerium 2018 erstmals 25 besonders befähigten Schülern ermöglichen, im Rahmen des „Young Leadership“-Programms an einem intensiven einwöchigen Seminar in Yad Vashem teilzunehmen. Das Interesse daran war überwältigend: Auf die verfügbaren Plätze bewarben sich über 100 Schülerinnen und Schüler. Auch auf wissenschaftlicher Ebene gibt es steten und mannigfaltigen Austausch zwischen Bayern und Israel.

Diese Beispiele zeigen die immense Bedeutung, die gegenseitiges Kennenlernen zur Förderung von Wissen, Toleranz und Verständnis haben. Das gilt in besonderem Maß für den Austausch mit Israel. Große Verdienste hat sich der Bayerische Jugendring erworben, der seit Jahrzehnten Besuchsprogramme mit bayerischen und israelischen Jugendlichen durchführt, neuerdings im Rahmen der Bayerisch-Israelischen Bildungskoooperation (BiBiKo). Es ist mir besonders wichtig, das Wissen über „Israel today“ in Schulen, Universitäten, aber auch in der breiten Öffentlichkeit zu fördern. Dazu trägt auch das Büro für Wirtschaft, Wissenschaft, Technologie, Bildung und Jugendaustausch bei, das der Freistaat Ende 2017 in Tel Aviv eröffnet hat.

Neben den Institutionen haben sich immer auch Einzelne für den Austausch zwischen Bayern und Israel eingesetzt. Dem Engagement und Enthusiasmus des Handwerksmeisters Günter Wurm ist es zu verdanken, dass die Marktgemeinde Mering im Landkreis Aichach-Friedberg eine Partnerschaft mit der israelischen Stadt Karmiel initiiert hat. Neben Nordrhein-Westfalen kann Bayern die meisten Partnerschaften mit israelischen Kommunen verzeichnen.

Viele bayerische Jüdinnen und Juden haben familiäre Verbindungen und fühlen sich selbst in beiden Ländern heimisch. So ist mein Freund, der Journalist Richard C. Schneider, als Pendler zwischen den Welten, hauptsächlich zwischen München und Tel Aviv unterwegs. Insbesondere durch seine Arbeit für das ARD-Studio in Tel Aviv konnte er deutschen Fernseh-Zuschauern nicht nur die komplexe politische Lage Israels,

sondern auch seine kulturelle – und nicht zuletzt seine kulinarische – Vielfalt näherbringen.

Der Münchner Sami Gleitman setzt sich mit einem Freundeskreis seit vielen Jahren für das Tel Aviv Museum of Art ein. Neben der Sammlertätigkeit steht die Kunstvermittlung mit ihrem verbindenden Potential im Fokus, die im Programm „Art Road to Peace“ jüdische und arabische israelische Jugendliche zusammenbringt.

In den internationalen Beziehungen kennen wir viele Beispiele persönlicher Freundschaften zwischen politisch Verantwortlichen. Franz-Josef Strauß und Shimon Peres gehören zu diesen historischen Glücksfällen, und ich freue mich, dass mit Godel Rosenberg ein ausgewiesener Experte in diesem Band darüber berichtet.

Wie eingangs angedeutet, sind die persönlichen Verbindungen von Menschen in Bayern und Israel oft von erlittenem Unrecht und persönlichen Verlusten geprägt. Dabei denke ich unter anderem an zwei wichtige Vertreter jüdischer Gemeinden im Freistaat: David Schuster und Arno Hamburger.

David Schuster stammte aus einer alteingesessenen jüdischen Familie in Bad Brückenau. 1938 wurde er nach einjähriger KZ-Haft zur Auswanderung nach Palästina gezwungen. Dort wurde sein Sohn Josef geboren, der seit Ende 2014 Vorsitzender des Zentralrats der Juden in Deutschland ist. 1956 kehrte David Schuster nach Deutschland zurück. Er war viele Jahrzehnte Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde in Würzburg und Präsidiumsmitglied im Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden und gehörte dem Bayerischen Senat an.

Ebenfalls zur Auswanderung gezwungen wurde 1939 der 16-jährige Arno Hamburger aus Nürnberg. Mit der Jugend-Alija emigrierte er nach Palästina. Er trat der britischen Armee bei und kehrte 1946 als Dolmetscher bei den Nürnberger Prozessen in seine Heimatstadt zurück. Seit 1972 war er Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde in Nürnberg, daneben auch als Stadtrat politisch tätig. Sein Sohn Jo-Achim Hamburger steht heute der Israelitischen Kultusgemeinde Nürnberg vor, der zweitgrößten jüdischen Gemeinde in Bayern.

Zu den von schmerzlichen Begleitumständen gekennzeichneten Begegnungen gehören die Besuche bei den jährlichen Gedenkfeiern der beiden großen KZ-Gedenkstätten in Bayern. Regelmäßig sind Gruppen von Überlebenden und ihren Angehörigen aus Israel bei den Feierlichkeiten aus Anlass der Be-



freierung der Konzentrationslager Dachau und Flossenbürg vertreten. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs warteten in Bayern etwa 130 000 jüdische Displaced Persons (DPs) auf eine Ausreise nach Amerika, Australien oder eben ins neu gegründete Israel.² Die Bedeutung Bayerns als Drehscheibe für DPs auf ihrem Weg in neue Heimatländer bis Anfang der 1950er Jahre ist sowohl hierzulande wie in Israel im historischen Bewusstsein noch zu wenig präsent.

Ein anderes Ereignis ist zuletzt mehr ins Gedächtnis der Allgemeinheit (zurück-)gerufen worden. Das mörderische Attentat auf die israelische Olympiamannschaft, dem 1972 in München und Fürstenfeldbruck elf israelische Sportler und ein deutscher Polizist zum Opfer fielen, war der traurige Tiefpunkt einer Reihe von Anschlägen palästinensischer Terroristen. Die versuchte Flugzeugentführung in München-Riem und der Brandanschlag auf das Jüdische Altersheim in der Münchner Reichenbachstraße im Februar 1970 markieren deren Anfang.

Seit 2017 wird mit einem architektonisch und medial innovativen Erinnerungsort im Olympiagelände an das Olympia-

1 Ansprache des bayerischen Kultusministers Ludwig Spaenle bei der Eröffnung des „Erinnerungsortes Olympia-Attentat“ am 6. September 2017

² Vgl. Rolf Kießling: Jüdische Geschichte in Bayern. München 2019, S. 562.

Attentat erinnert. Besucher können sich fast rund um die Uhr über die Geiselnahme und ihre Hintergründe, vor allem aber über die Biographien der Ermordeten informieren.

Antisemitismus jeglicher Herkunft, Verfolgung und Verlust haben die Beziehungen zwischen Bayern und Israel ebenso geprägt wie gegenseitiges Interesse, Unterstützung und Austausch. Wir sind dankbar, dass diese Beziehungen heute – trotz einer komplexen politischen Weltlage, trotz antisemitischer Anfeindungen und einer wachsenden Skepsis gegenüber dem einzigen demokratischen Staat im Nahen Osten – eng, freundschaftlich und dauerhaft sind.

BILDNACHWEIS
Abb. 1 © Bayerische
Staatskanzlei

Felix Schölch

Hochzeitsreise ins Gelobte Land. Die Emigration Schalom Ben-Chorins und Gabriella Rosenthals

Frisch vermählt verließen sie ihre Heimatstadt München, um in Jerusalem, der „dreimal heilige[n] Stadt“¹, eine Zuflucht vor der Verfolgung durch die Nationalsozialisten zu finden und ein neues Leben zu beginnen: der junge Schriftsteller Fritz Rosenthal (Schalom Ben-Chorin)², dessen zionistisches Herz nach Eretz Israel strebte, und Gabriella Rosenthal³, Künstlerin und Illustratorin aus einer einflussreichen Münchener Antiquarsfamilie. Dem Kennenlernen und der gemeinsamen Alija der jungen Zionisten ist der folgende Beitrag gewidmet.

1. Zu Schalom Ben-Chorin und Gabriella Rosenthal

Am 20. Juli 1913 wurde Schalom Ben-Chorin unweit des Isartores in der Münchner Altstadt als Fritz Rosenthal geboren. Er war das zweite Kind einer jüdischen Familie, die seit vielen Generationen im bayerischen und württembergischen Raum ansässig war und ein areligiöses Leben führte. Doch schon in jungen Jahren wurde sich Rosenthal seiner jüdischen Abstammung bewusst und suchte als Reaktion auf das in seinen Augen „assimilierte“⁴ Leben seiner Familie neue Zugänge zu

¹ Schalom Ben-Chorin: Ich lebe in Jerusalem. Ein Bekenntnis zu Geschichte und Gegenwart. München 1988, S. 7.

² 1913 zwar als Fritz Rosenthal geboren, nannte er sich bereits in München Ben-Chorin (Sohn der Freiheit) im Kontext seiner literarischen und journalistischen Tätigkeit. 1937 nahm er schließlich im Mandatsgebiet Palästina auch amtlich den hebräischen Namen Schalom Ben-Chorin an, unter dem er auch journalistische wie publizistische Erfolge feierte. Nur seine Schwester Jeanne nannte ihn zeitlebens Fritz. Im vorliegenden Beitrag wird sowohl von Fritz Rosenthal als auch von Schalom Ben-Chorin die Rede sein, die ungeachtet der exakten Chronologie synonym gebraucht werden.

³ Die Namensgleichheit der Eheleute ist dem Zufall geschuldet. Es bestanden keine verwandtschaftlichen Beziehungen.

⁴ Ben-Chorin verwendet die Unterscheidung des Berliner Theaterkritikers Alfred Kerr von Assimilierten und Assimilanten, um zu verdeutlichen, dass seine Integration in die christliche Mehrheitsgesellschaft bereits abgeschlossen war und das Begehen christlicher Feste wie Weihnachten

einer jüdischen Identität. Er fand diese schließlich im revisionistischen Zionismus⁵ und in liberaleren Strömungen des Judentums. Die Münchner Jahre endeten im Sommer 1935, nachdem Ben-Chorin Entrechtung und körperliche Gewalt durch das nationalsozialistische Regime erfahren musste, seine Schwester Deutschland verlassen hatte und die Mutter 1934 verstorben war.

In der neuen Heimat arbeitete Ben-Chorin als Journalist für verschiedene deutschsprachige Presseorgane und schrieb erste theologische Abhandlungen. Im Laufe seines Lebens gewann sein Einsatz für den jüdisch-christlichen Dialog an Bedeutung. Für seine Werke und Verdienste wurde Ben-Chorin mehrfach geehrt. Am 7. Mai 1999 verstarb er im Alter von 85 Jahren in Jerusalem.

Gabriella Rosenthal kam am 22. September 1913 in München als Tochter von Erwin (1889–1981) und Margherita Rosenthal (geb. Olschki, 1892–1979) zur Welt. Sie wuchs gemeinsam mit vier Geschwistern ebenfalls in einem akkulturierten Elternhaus auf. Der Großvater Gabriellas war der ehemalige königliche Hofantiquar Jacques Rosenthal (1854–1937), der mit seinem bedeutenden Antiquariat in der Briener Straße Weltrennen erlangte. Gabriella Rosenthal entdeckte früh ihr künstlerisches Talent, lernte verschiedene Sprachen und studierte Kunst in Florenz und Paris.⁶ Nach der Emigration in das britische Mandatsgebiet Palästina arbeitete sie als Bildjournalistin für verschiedene Zeitungen wie die *Jüdische Rundschau* und die *Palestine Post*.⁷ Später besuchte sie als Kunstlehrerin auch arabische Dörfer, war zeitlebens an verschiedenen Religionen und kulturellen Gruppierungen des Nahen Ostens interessiert

eine Selbstverständlichkeit in seinem Elternhaus darstellte, vgl. Schalom Ben-Chorin: *Jugend an der Isar*. München 1993, S. 18.

⁵ Entscheidend hierfür war das klare Bekenntnis der Revisionisten zu einem jüdischen Staat. Nichts anderes konnte für Vladimir Jabotinsky und seine Anhänger das Ziel des Zionismus sein. Von dieser Unmissverständlichkeit überzeugt, wandte sich Schalom Ben-Chorin dieser zionistischen Strömung zu, vgl. ebd., S. 57.

⁶ Eva Ohlen: Gabriella Rosenthal, Enkelin von Jacques Rosenthal und Ehefrau von Schalom Ben-Chorin. In: Elisabeth Angermair (Hg.): *Die Rosenthals. Der Aufstieg einer jüdischen Antiquarsfamilie zu Weltruhm*. Wien 2002, S. 203.

⁷ Chana Schütz: Es war einmal in Jerusalem. Die fabelhafte Welt der Gabriella Rosenthal. In: Chana Schütz, Anja Siegemund (Hg.): *Gabriella Rosenthal. Es war einmal in Jerusalem. A Very Personal View. Zeichnungen. Drawings. Palestina/Israel 1938–1955*. Berlin 2019, S. 29, 41.

und war Reiseführerin in Israel, das ihr zur Heimat geworden war. Am 27. März 1975 starb Gabriella Rosenthal und wurde in Jerusalem beigesetzt.

2. Kennenlernen in München

1935 war von der einst weltoffenen Stadt München nicht mehr viel übrig. Die Geschichte ist bekannt: Adolf Hitler hatte München als Hauptstadt der Bewegung auserkoren, im nahegelegenen Dachau errichteten die Nationalsozialisten das erste Konzentrationslager und viele der jüdischen BürgerInnen Münchens versuchten nach und nach die Stadt zu verlassen, um antisemitischen Repressalien zu entkommen.

Auch Schalom Ben-Chorin, damals noch Fritz Rosenthal, spürte schon früh, dass sich seine Jahre in der bayerischen Metropole mit dem neuen Regime dem Ende zuneigten. Bereits am 1. April 1933 wurde er erstmals verhaftet und musste mehrere Tage in einer Gefängniszelle in der Ettstraße verbringen. Was folgte, war ein tagelanges Bangen in einer überfüllten Gefängniszelle und permanente Angst, ins Konzentrationslager Dachau gebracht zu werden. Nach einigen Tagen wurde Rosenthal wohl auf Zutun des Stiefvaters eines Freundes, der ranghohes Mitglied der SA war, entlassen. Der bei der Verhaftung erlittene Nasenbruch wurde gerichtet, doch das Vertrauen in den Rechtsstaat war dauerhaft zerbrochen.⁸ Der Wunsch, oder vielmehr die Notwendigkeit, Deutschland zu verlassen, wurde unmittelbar sichtbar.

Bereits 1933 verließ die sechs Jahre ältere Schwester Jeanne mit ihrem Ehemann, Hellmuth Bachmann (1901–1957), München in Richtung Argentinien. Dort hätte sie gerne auch ihren Bruder und die Mutter Marie gesehen, doch diese war krank und nicht mehr willens die Strapazen einer Auswanderung auf sich zu nehmen. In zahlreichen Briefen an Jeanne schilderte Fritz Rosenthal die Situation der Familie. Was er jedoch nicht beschrieb, waren die Aufenthalte in „Schutzhaft“ – zu groß war die Angst vor der Überwachung und den neuerlichen Repressalien, sollte er sich offen zu erlittenen Misshandlungen äußern.⁹

Fritz Rosenthals Mutter starb im August 1934. Jeanne Bachmann sah nun keine Notwendigkeit mehr für ihren Bru-

⁸ Ben-Chorin: Jugend an der Isar (wie Anm. 4), S. 165 ff.

⁹ Ebd., S. 175 ff.

der, in München zu bleiben. Sie kaufte ihm ein Schiffsticket nach Buenos Aires. Die mütterlichen Gefühle der deutlich älteren Schwester bewogen sie, dem unsteten Lebenswandel ihres Bruders, einem ihrer Meinung nach „wildem, planlosen Lebemann“¹⁰, ein Ende setzen zu wollen und dafür zu sorgen, dass er schnellstmöglich das Land verlasse.¹¹ Der junge Dichter trieb sich in der Tat in der Stadt herum, hielt sich mit Beiträgen in der jüdischen Presse, einigen Vorträgen und anderen schriftstellerischen Erzeugnissen über Wasser und lebte das Leben eines Jungesellen in der Großstadt. Die elterliche Wohnung in der Oettingenstraße nahe dem Englischen Garten hatte er nach ungebetenem Besuch durch die Gestapo verlassen, war zwischenzeitlich im Künstleratelier von Alf Bachmann (1863–1956), Jeannes Schwiegervater, untergekommen und schließlich in einer Pension abgestiegen.¹² Ben-Chorin, seit 1928 in zionistischen Jugendverbänden aktiv, dachte aber nicht daran, nach Südamerika zu reisen, wenngleich ihm auch bewusst war, dass dies ein sicherer Hafen sein würde, während eine Ausreise nach Palästina sich in mehrerlei Hinsicht als schwierig erwies. Das erste und größte Problem waren die berühmten 1000 Pfund Sterling, die vorzuweisen waren, wollte man ins britische Mandatsgebiet übersiedeln.¹³ Er entschloss sich also notgedrungen, das Angebot von Jeanne zunächst anzunehmen und holte im September 1934 besagtes Schiffsbillet in einem Münchner Reisebüro ab. Im Anschluss trank er, „um sich von dem Schreck zu erholen, den ihn dieses Dokument mehr oder minder endgültiger Entscheidung kostete“¹⁴ eine Tasse Mokka im Café Luitpold in der Briener Straße. Dort ereignete sich eine Begebenheit, die Ben-Chorin im Nachhinein als ein „fügungsmäßiges“ Zusammenkommen mit einem „Engel“ beschrieb, der ihm den richtigen Weg wies.¹⁵ Eine Bekannte setzte sich zu ihm und sprach ihn an, da er betrübt schien. Er schilderte ihr die Pläne, die nicht die

¹⁰ Jeanne Bachmann an Fritz Rosenthal, 21. August 1934, Deutsches Literatur Archiv Marbach (DLA), A: Ben-Chorin – Bachmann, Jeanny Korrespondenz.

¹¹ Jeanne Bachmann an Fritz Rosenthal, 13. August 1934, ebd.

¹² Jeanne Bachmann an Fritz Rosenthal, 4. September 1934 und 14. Februar 1935, ebd.

¹³ Ben-Chorin, *Jugend an der Isar* (wie Anm. 4), S. 181.

¹⁴ Schalom Ben-Chorin: *Altbausanierung*. Unveröffentlichtes, autobiografisches Manuskript 1983/84, DLA, A: Ben-Chorin – Autobiographische Prosa, S. 75.

¹⁵ Ben-Chorin: *Ich lebe in Jerusalem* (wie Anm. 1), S. 16ff.

seinen waren, und erwähnte auch den inneren Konflikt, den er auszutragen hatte, denn so großzügig das Angebot der Schwester auch war, sei dennoch „die Destination seines Herzens die heilige Stadt“¹⁶. Der Gedanke, in Südamerika ansässig zu werden, wo ihn doch nichts mit „dessen Sprache und Geschichte, Volk und Kultur [...] verband“, schmerzte ihn. Die Bekannte riet dem jungen Mann, auf seine innere Stimme zu hören, die in seinem Falle „klar gesprochen“ hatte. Rosenthal entschied sich endgültig nach Palästina auszuwandern, kehrte in das Reisebüro zurück, stornierte die Reise und schrieb seiner Schwester nach Buenos Aires. Doch erzählte er Jeanne keineswegs von der schicksalhaften Begegnung im Münchner Café Luitpold. Zu genau wusste er, dass sie für derlei „Spinnereien“ ihres kleinen Bruders kein Verständnis zeigen würde und schob die abgesagte Reise auf die neuen Bestimmungen der Nationalsozialisten, nach denen es ihm angeblich nicht gestattet sei, das gemeinsame Erbe von 3700 Mark nach Argentinien zu transferieren. Er lege schließlich „auf keinen Fall besagt 3700.- auf [sic!] Sperrkonto und komme als Bettler nach Argentinien, während [er sich hier] immerhin über Wasser halten kann.“¹⁷ Jeannes mehrmalige Versuche, den Bruder doch noch zu einer Auswanderung nach Argentinien zu bewegen, scheiterten. Nach dem Tod der Mutter schien der junge Schriftsteller orientierungslos, so der Korrespondenz mit der Schwester zu entnehmen: Noch im Januar 1935 klagte er über die Einsamkeit, die ihn in seiner Münchner Pension umgab und Jeanne konstatierte, dass sich Fritz immer mehr „in irgendwelche[m] Gestrüpp“¹⁸ verlieren würde; er selbst beschrieb es als „Niemandland von Dichtung und Traum, von Sehnsucht und Forschung“¹⁹. Doch die Rettung nahte: Gabriella Rosenthal; der zweite „Engel“, der an ihm „vorübergehen“ sollte.²⁰

Der Geschichte, wie Gabriella und Fritz Rosenthal sich einst in München kennenlernten, wurde bisher kaum Beachtung geschenkt. Selbst in der immerhin fast 200 Seiten fassenden

¹⁶ Ben-Chorin: Altbausanierung (wie Anm. 14), S. 76.

¹⁷ Fritz Rosenthal an Jeanne Bachmann, 28. September 1934, DLA, A: Ben-Chorin – Bachmann, Jeanny Korrespondenz.

¹⁸ Jeanne Bachmann an Fritz Rosenthal, 14. Februar 1935, ebd.

¹⁹ Ben-Chorin: Altbausanierung (wie Anm. 14), S. 82.

²⁰ Ebd., S. 75.

Autobiografie *Jugend an der Isar* von Ben-Chorin findet sich lediglich eine kleine Randnotiz dazu. Kurzgefasst steht geschrieben:

Später schloß sich unserem Kreise auch die junge Zeichnerin Gabriella Rosenthal an, die Tochter des Kunsthistorikers Dr. Erwin Rosenthal und Enkelin des bekannten Münchner Antiquars Jacques Rosenthal [...]. Gabriella wurde meine erste Frau. In Jerusalem schuf sie eine Fülle von Zeichnungen und Aquarellen, die das unbekannte, unpathetische Jerusalem der gelebten Wirklichkeit schildern.²¹

Ebenso in der bisher einzigen biografischen Studie zu Ben-Chorin, 2013 von der Luzerner Theologin Verena Lenzen veröffentlicht, wird Gabriella Rosenthal nur beiläufig erwähnt. Bekannt ist, dass er 1935 gemeinsam mit seiner frisch ange-
trauten Ehefrau München in Richtung Palästina verließ. Im Deutschen Literaturarchiv in Marbach (DLA), in dem sich der Nachlass Schalom Ben-Chorins befindet, liegt ein unveröffentlichtes Manuskript, das sich seinen Jugendjahren in München widmet und in dem plausibel beschrieben wird, wie beide sich einst in München trafen. In der biografischen Erzählung *Altbausanierung* (1983/84) schilderte der 70-jährige Ben-Chorin das Kennenlernen zwischen dem Protagonisten Robert und den beiden Schwestern Angelina und Nicola. Wenngleich nicht alle geschilderten Ereignisse verifiziert werden können, so scheint es doch eine Geschichte mit vielen autobiografischen Parallelen zu sein.

1935, dem Jahr, in dem sich Gabriella und Fritz begegneten, war es Juden in Deutschland bereits verboten, die örtlichen Theater aufzusuchen. Den jüdischen TheaterfreundInnen blieb also nur der jüdische Kulturbund. Zu diesem Zeitpunkt saß Fritz auf gepackten Koffern, da er sich schon längst entschieden hatte, München zu verlassen. Nur die Destination seiner Emigration war noch ungewiss, da „der Kompass des Herzens“²² zwar nach Jerusalem zeigte, der einzig sichere Hafen aber für ihn nun mal bisher Buenos Aires gewesen war.²³

²¹ Ben-Chorin: *Jugend an der Isar* (wie Anm. 4), S. 174.

²² Ben-Chorin: *Ich lebe in Jerusalem* (wie Anm. 1), S. 11.

²³ Jeanne schlug ihm auch nach der Rückgabe des Schiffsbillets immer wieder nachdrücklich vor, nach Argentinien zu kommen: „Darum fange ich also wieder mit der alten Litanei an: Nämlich ‚Komm rüber!‘“, vgl.

Eben jene Lebensphase verarbeitete Schalom Ben-Chorin in seinem Manuskript *Altbausanierung*, in dem der Protagonist Robert – das Alter Ego Ben-Chorins – auf eine gewisse Schauspielerin Nicola bei einer Aufführung eben jenes Kulturbundes trifft. Robert verfasst eine Rezension zu dem Schauspiel: Dem kritischen Geist war die laienhafte Aufführung kein Anlass zur Freude, der scheinbare Bühnenname „Nicola“ noch weniger und so mokiert sich Robert über diesen. Es folgt eine Aussprache im Café Luitpold mit Nicola, die sich sichtlich gekränkt fühlt, nicht ob der allgemeinen Kritik, sondern vielmehr der vernichtenden Verhandlung ihres Geburtsnamens. Nach einer erfreulichen Aussprache – „Es war, als kennten sie sich schon seit Jahren, obwohl sie noch nichts voneinander wussten“²⁴ – verabreden sich beide für den darauffolgenden Tag zum gemeinsamen Sammeln von Spenden; einer zionistischen Tradition, um Land in Eretz Israel zu erwerben. Nicola ist verhindert und schickt ihre Schwester Angelina, die die Verabredung mit Robert an ihrer Statt einhalten soll. Beide – sowohl Robert als auch Angelina – spüren schnell, dass Gefühle füreinander vorhanden sind. Eine Liebesgeschichte beginnt.

Wenn es um das Kennenlernen von Fritz und Gabriella Rosenthal geht, so ist immer wieder die Rede von einem Kreis junger jüdischer KünstlerInnen und SchriftstellerInnen in München, zu dem Gabriella dazu stieß. Ben-Chorins *Altbausanierung* thematisiert diesen Kreis zwar auch, nur sind die ersten Bande bereits geknüpft, ehe Robert die junge Malerin mit zu einem Treffen des Kreises nimmt. Diese Runde junger Menschen, alle in der Ausübung ihrer Berufe und Künste durch die antisemitische Politik der Nationalsozialisten eingeschränkt, taten sich in Freundschaft zusammen, um gemeinsame Theateraufführungen zu planen und Synergien zu nutzen. So gehörte beispielsweise auch die Malerin Maria Luiko (1904–1941), in *Altbausanierung* ebenfalls als Maria erwähnt, zu diesem Zirkel. Sie gestaltete den Einband von Ben-Chorins noch 1935 in München veröffentlichtem Mysterienspiel *Das Mal der Sendung*²⁵.

Nur wenige Wochen, nachdem sich Gabriella Rosenthal und

Jeanne Bachmann an Fritz Rosenthal, 14. Februar 1935, DLA, A: Ben-Chorin – Bachmann, Jeanny Korrespondenz.

²⁴ Ben-Chorin: *Altbausanierung* (wie Anm. 14), S. 94.

²⁵ Fritz Rosenthal: *Das Mal der Sendung*. München 1935.

Fritz Rosenthal zum ersten Mal begegneten, verlobten sie sich und fällten gemeinsam den Entschluss, nach Palästina auszuwandern. Gabriellas Vater, Erwin Rosenthal, war offenbar, so den autobiografischen Notizen Ben-Chorins zu entnehmen, nicht bereit, die Alija der beiden frisch Verlobten zu finanzieren, da er, ganz Europäer, zionistischen Bestrebungen gegenüber skeptisch war: „[S]eine weitere Heimat blieb Europa, und er wünschte das eigentlich auch für seine Kinder“²⁶. Um die geplante Emigration dennoch zu finanzieren, wandten sich Gabriella und Fritz an den Großvater Jacques Rosenthal, der über die finanziellen Mittel verfügte, um dem jungen Paar bei der Ausreise behilflich zu sein. Bei einem persönlichen Kennenlernen versprach der ehemalige bayerisch-königliche Hofantiquar ihnen 2000 Pfund Sterling, um die Emigration nach Palästina zu ermöglichen.²⁷

Bereits am 7. Mai 1935²⁸ fand die „[...] standesamtliche Trauung – vor der Hitlerbüste [...]“²⁹ statt. Die „kirchliche“ Trauung, wie Jeanne die Eheschließung nach jüdischer Tradition in einem Brief an ihren Bruder nannte,³⁰ wurde einige Wochen später „zu Pfingsten 1935“³¹ in der orthodoxen Ohel Jakob-Synagoge in der Herzog-Rudolf-Straße in München gefeiert. Für Schalom Ben-Chorin war die Hochzeit retrospektiv in zweierlei Hinsicht der endgültige Übertritt in das Erwachsenenleben: Fritz und Gabriella Rosenthal legten ihre Kindheit und Jugend ab und nahmen gleichzeitig auch Abschied von München, „von Deutschland, von der Welt [ihrer] Kindheit und Jugend“³². Vermutlich noch am selben Tag begann die Hochzeitsreise der frisch Vermählten, die ihre Alija wurde,

²⁶ Ben-Chorin: Altbausaniierung (wie Anm. 14), S. 109.

²⁷ Ohlen: Gabriella Rosenthal (wie Anm. 6), S. 204.

²⁸ Eva Ohlen nennt den 10. Mai 1935 als Datum der standesamtlichen Eheschließung, vgl. ebd. S. 207. In einem Brief Jeanne Bachmanns an Fritz Rosenthal, datiert auf den 6. Mai 1935, spricht die Schwester des Bräutigams vom „Vorabend Eurer standesamtlichen Trauung“, vgl. Jeanne Bachmann an Fritz Rosenthal, 6. Mai 1935, DLA, A: Ben-Chorin – Bachmann, Jeanny Korrespondenz.

²⁹ Ben-Chorin: Jugend an der Isar (wie Anm. 4), S. 185.

³⁰ Dieser Begriff verdeutlicht den hohen Grad an Akkulturation der Familie Rosenthal, vgl. Jeanne Bachmann an Fritz Rosenthal, 6. Mai 1935, (wie Anm. 28).

³¹ Gemeint ist hier vermutlich Schawuot, das Ben-Chorin als „jüdisches Pfingstfest“ bezeichnet, vgl. Ben-Chorin: Jugend an der Isar (wie Anm. 4), S. 184.

³² Ebd., S. 185.

und beide nach Eretz Israel in die „dreimal heilige Stadt“ Jerusalem führen sollte.³³

3. Hochzeitsreise

Die erste Station der Hochzeitsreise war Venedig. Gabriellas Mutter Margherita war in der Lagunenstadt geboren worden, wo deren Vater Leo S. Olschki (1861–1940) einst ein Antiquariat führte. Anschließend besuchte das junge Ehepaar in Florenz eben jenen Leo Olschki und in Bologna den übrigen Teil der mütterlichen Familie. Danach reisten sie auf die Insel Elba, die tiefen Eindruck bei Fritz hinterließ. Dort begegnete er der „Seele Italiens“. Man verbrachte einige Wochen in der Nähe der Hafenstadt Portoferraio in einer kleinen Villa namens „Corsetti“ im Ort Ottone. Hier gelang es Ben-Chorin auch, seinen erst im Jahre 1972 schließlich in englischer Sprache veröffentlichten Roman über Isaak Luria, den Begründer der neuzeitlichen Kabbala, zu verfassen.³⁴ Im August führte die Reise weiter in die Schweiz. In Luzern nahm Ben-Chorin am 19. Zionistenkongress teil, der vom 20. August bis zum 6. September 1935 tagte. Als Berichterstatter für die von Nathan Birnbaum (1864–1937) herausgegebene Zeitschrift *Der Ruf* kam Ben-Chorin, selbst bekanntermaßen überzeugter Zionist, mit den führenden Köpfen der Zionistischen Bewegung in Kontakt. Rückblickend erschien ihm dieser Kongress als eine Art Intensivkurs zur Vorbereitung auf die eigene, unmittelbar bevorstehende Alija.³⁵

Die vorletzte Station der Hochzeitsreise war Zürich, wo Gabriellas Vater Erwin Rosenthal das Antiquariat *L'Art Ancien* führte. Nach scheinbar anfänglichen Schwierigkeiten verband Ben-Chorin und Erwin Rosenthal dennoch eine Freundschaft, der auch die Scheidung der Ehe von Gabriella und Schalom Ben-Chorin im Jahre 1942 keinen Abbruch tun konnte.

Am 27. September 1935 endete das „Nomadenleben“,³⁶ wie es Ben-Chorin in einem Brief an seine Schwester Jeanne nann-

³³ Gewissheit über das genaue Datum, wann beide ihre Heimatstadt verließen, gibt es nicht. Ben-Chorin schreibt jedoch in Jugend an der Isar: „Dieser Tag unserer Hochzeit war nun auch tatsächlich der Tag des Abschieds [...]“, vgl. ebd.

³⁴ Schalom Ben-Chorin: *Hear, O Israel. A Mystic Novel on Yitzhak Luria, the Lion of Safed*. Jerusalem 1972.

³⁵ Ben-Chorin: *Jugend an der Isar* (wie Anm. 4), S. 190.

³⁶ Fritz Rosenthal an Jeanne Bachmann, 6. September 1935. DLA, A: Ben-Chorin – Bachmann, Jeanny Korrespondenz.



1 Schalom Ben-Chorin und Gabriella Rosenthal auf ihrer Hochzeitsreise in Italien, 1935

te. Im italienischen Triest schifften sich Fritz und Gabriella Rosenthal auf dem argentinischen Dampfer *Conte Grande* ein, der sie in ihre neue Heimat bringen sollte. Nach einigen Tagen erreichten sie mit einem Touristenvisum schließlich den rettenden Hafen Haifas. Sie waren angekommen im Land ihrer biblischen Ahnen, Eretz Israel.

Die Ankunft in Jerusalem, der endgültigen Destination ihrer Reise und geistigen Heimat Ben-Chorins, blieb dem Religionsphilosophen zeitlebens in lebhafter Erinnerung. 1972 schrieb er in seinem zweiten autobiografischen Werk *Ich lebe in Jerusalem*, der schriftstellerischen Liebeserklärung an die Stadt in den jüdischen Bergen:

An einem regnerischen Herbstabend des Jahres 1935 betrat ich Jerusalem zum ersten Mal. Es zeigte sich nicht

von seiner glanzvollsten Seite. Wenn man vom Westen her, vom modernen Tel Aviv aus, in Jerusalem einfuhr, wurde man nicht von Heiligkeit und Geschichte, sondern von Elend und Hinfälligkeit der Menschen empfangen. Rechts war die Irrenanstalt und links ein Altersheim. Dann kam ein Krankenhaus und schließlich ein verwahrloster Markt. Und doch war ich in Jerusalem.³⁷

4. Zwischen Isar und Jordan

Bereits vor dem ersten Betreten Jerusalems war Ben-Chorin überzeugt davon, dass, wenn er schon die Heimat seiner Eltern, sein München und Bayern verlassen musste, der Weg ihn nur dorthin hätte führen können. Der erste Gang brachte ihn dann auch folgerichtig zur Kotel, der Klagemauer an der Westseite des zerstörten Tempels in der Altstadt. Dort spürte er die Verbindung zu seinem Sehnsuchtsort: „Mein Dialog mit den Steinen der Vergangenheit war das Überwirkliche. Damals, bei dieser ersten Begegnung, entschied sich mein Schicksal. Mein Schicksal heißt: Jerusalem.“³⁸

Als „Gefangener Jerusalems“ begann aber auch ein „Doppel-leben“.³⁹ Der Verlust der Heimat war nämlich keineswegs durch die Erfüllung zionistischer Sehnsucht kompensiert. Während er tagsüber die neue Stadt erkundete, begegnete ihm in den Träumen immer wieder die Stadt seiner Kindheit und Jugend. „München leuchtete“⁴⁰ für Ben-Chorin in der neuen Heimat, es wurde zur „himmlischen Braut“.⁴¹ Unverkennbar fand diese Spannung Ausdruck in dem Gedicht *München*, erstmals 1942 in dem Gedichtband *In dieser Zeit* veröffentlicht, aber bereits 1937 verfasst:

Immer ragst du mir in meine Träume
Meiner Jugend – zart-geliebte Stadt
Die so rauschende Kastanienbäume
Und das Licht des nahen Südens hat.

³⁷ Ben-Chorin: Ich lebe in Jerusalem (wie Anm. 1), S.36.

³⁸ Ebd., S.35.

³⁹ Ebd., S.36.

⁴⁰ Mit diesen Worten begann die Novelle *Gladius Dei* von Thomas Mann. Vgl. Ders.: *Gesammelte Werke* in dreizehn Bänden, Bd.8. Frankfurt am Main 1974, S.197–215.

⁴¹ Ben-Chorin: Ich lebe in Jerusalem (wie Anm. 1), S.36.

Ja, die Schatten deiner schlanken Türme
Liegen blau auf meinem Augenlid.
Deine langen Regen, deine Stürme
Rauschen, brausen noch durch mein Gemüt.

Dass ich dir so sehr gehöre
Stadt am Rand der Berge und der Seen
Dass ich deine Kirchenchöre
Deine Schammel-Weisen in mir höre
Wusste ich – und musste dennoch gehen.⁴²

Auch wenn Jerusalem die Heimat von Schalom Ben-Chorin und seiner Familie wurde, ganz verließ er München nie. Diese Spannung fand auch Ausdruck in seiner Zerrissenheit zwischen den Sprachen:

Aus einem Land kann man auswandern, aus der Muttersprache nicht. [...] Auch wenn wir die Sprache eines anderen Landes, das uns zur Heimat wurde, bis zu einer gewissen Perfektion erlernt haben, die Sprache der Seele, die Sprache des Unbewussten, die Sprache des Traums, bleibt die Muttersprache.⁴³

Erst 1956, 21 Jahre, nachdem Schalom Ben-Chorin die Stadt an der Isar verlassen hatte, kehrte er in seine Geburtsstadt zurück. Es fiel ihm keineswegs leicht, diesen Schritt zu wagen. Er verschob zuvor mehrere geplante Deutschlandreisen und sagte Einladungen ab. Die Begegnung mit der veränderten Stadt, die mit der geliebten Stadt der Träume nur noch wenig gemein hatte, war kein freudiges Wiedersehen. „München leuchtete nicht“⁴⁴ mehr. Es „glich einer Schockbehandlung und tatsächlich hatte es therapeutische Wirkungen. Die Träume hörten auf ... wenigstens für einige Zeit. Die Stadt war entzaubert.“⁴⁵ Noch im Münchner Hotelzimmer schrieb er folgende Zeilen:

⁴² Schalom Ben-Chorin: In dieser Zeit. Gedichte aus neun Jahren. Jerusalem 1942.

⁴³ Schalom Ben-Chorin: Sprache als Heimat. In: Ders.: Zwischen neuen und verlorenen Orten. Beiträge zum Verhältnis von Deutschen und Juden. München 1988, S.34.

⁴⁴ Ben-Chorin: Jugend an der Isar (wie Anm. 4), S.201.

⁴⁵ Ebd.

Verwandelt ist, verwaist die Stadt.
 Es jagt der Wind des alten Hasses durch die Gassen.
 Die mich vertrieben und verstoßen hat –
 Ich kann sie jetzt nicht mehr erfassen.

Wo bist du hin – beschwingte Stadt der Träume?
 Ich treibe ruhlos durch dein Mauerwerk.
 Verlassene, zerfallne Räume.
 Und Fremdheit, Fremdheit – wie ein Berg!⁴⁶

Es blieb jedoch nicht bei diesem ersten Eindruck der Wiederkehr. Ben-Chorin pflegte zeitlebens eine enge Verbindung zu Deutschland, Bayern und München und erschloss sich seine alte Heimat neu, insbesondere durch das Gewinnen neuer Freunde. Die „treulose Geliebte“⁴⁷ Europa, der Gabriella und Fritz Rosenthal einst den Rücken kehrten, wurde zumindest für Schalom Ben-Chorin wieder ein Ort der Begegnungen. Die Frage nach der Heimat, die wohl jede und jeder Emigrierte zu Genüge hören muss, konnte Ben-Chorin nie eindeutig beantworten:

Wo war nun Heimat? Wo Unserer Frauen Türme ragen oder im Schatten der Mauer? Es gibt Fragen, die nicht eindeutig zu beantworten sind. Ich halte den Menschen für ein dreidimensionales Wesen, zusammengefügt aus Körper, Geist und Seele. Wo verlaufen die Nähte? Kein Physiologe weiß es, kein Pathologe kann es mit dem Skalpell feststellen, auch kein Psychologe in der Analyse. Einheit in der Pluralität, angesiedelt in Raum und Zeit, im Sinnlichen und Übersinnlichen, in Materie und Geist, in Intellekt und Gefühl. Und da soll ich eine eindeutige Antwort geben?⁴⁸

So blieb Schalom Ben-Chorin zeitlebens Bürger eines „Zweistromlandes“⁴⁹, gefangen zwischen Isar und Jordan.

⁴⁶ Ben-Chorin: Wiedersehen mit München. In: Ders.: Jugend an der Isar (wie Anm. 4), S.202.

⁴⁷ So genannt in Brief an Jeanne Bachmann, 6. September 1935, (wie Anm. 36).

⁴⁸ Ben-Chorin: Ich lebe in Jerusalem (wie Anm. 1), S.39.

⁴⁹ Der Begriff „Zweistromland“ bezieht sich auf Franz Rosenzweigs gleichnamige Veröffentlichung von 1926, vgl. Schalom Ben-Chorin: Der jüdische Dichter deutscher Zunge. In: Der Morgen. Monatsschrift der deutschen Juden, Juli 1935 (Heft 4).

BILDNACHWEIS

Abb. 1 Stadtarchiv
 München, JUDAICA-Fotos
 5/3/SBC

HEFT 1 • 2021
 MÜNCHNER BEITRÄGE
 ZUR JÜDISCHEN
 GESCHICHTE UND KULTUR

Avinoam J. Patt

„Entzünde in ihren Herzen das Licht der Hoffnung“ – Abraham Klausner, Zalman Grinberg und der Zionismus unter den Displaced Persons

Dieser Aufsatz basiert auf einem Vortrag, den ich im Juni 2018 bei einer denkwürdigen Tagung im Kloster St. Ottilien bei München hielt. Diese dreitägige akademische Konferenz widmete sich St. Ottilien im Zusammenhang mit dem Schicksal der jüdischen Displaced Persons (DPs) in der Nachkriegszeit. Die Konferenz wurde vom Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur in Kooperation mit der Erzabtei und dem Jüdischen Museum München organisiert und vom Kloster St. Ottilien und dem Historischen Seminar der LMU finanziert.

Wenn Historiker sich mit dem Schicksal der jüdischen Displaced Persons beschäftigen und dabei schriftliche Dokumente und Fotografien durchforsten, lassen sie oft einen Aspekt außer Acht, dessen Bedeutung keinesfalls zu unterschätzen ist. Viele der jüdischen DPs fühlten sich von der Welt im Stich gelassen und beschlossen daher, sich selbst zu helfen. In diesem Streben nach Selbstständigkeit und Unabhängigkeit wurden sie zu glühenden Verfechtern des Zionismus, in dem sie für sich den einzigen Ausweg aus der Staatenlosigkeit sahen.

Im Folgenden will ich nicht nur, wie der Titel ankündigt, über Abraham Klausner (1915–2007), Zalman Grinberg (1912–1983) und den Zionismus unter den Displaced Persons sprechen, sondern auch über die einzigartige Freundschaft zwischen Klausner und Grinberg. Sie entstand im Jahr nach der Befreiung, in dem die beiden eng zusammenarbeiteten, und entwickelte sich schon bald zu einer tief empfundenen, starken persönlichen Verbindung, die für beide lebenslang von großer Bedeutung bleiben sollte. In den Jahren nach Kriegsende kamen etliche Juden aus anderen Ländern nach Deutschland und unterstützten die letzten Überlebenden nach Kräften, wofür sie als „DPs ehrenhalber“ angesehen wurden. So auch Abraham Klausner. Die Überlebenden, nach einem aus der Bibel übernommenen Begriff Sche'erit Ha-Pleta genannt,

sahen in ihm ihren vertrauenswürdigsten Fürsprecher, nannten ihn ihren „Seelsorger“ und sagten über ihn sogar: „Er ist einer von uns.“ Eine Ehre, die keinem anderen der von außen hinzugekommenen Juden zuteilwurde. Wie kam es, dass Klausner und wenige andere Juden, die gekommen waren, um zu helfen, auf Anhieb begriffen, was genau das Schicksal der Überlebenden ausmachte, während die meisten Juden im Rest der Welt dafür Jahrzehnte brauchen sollten? Und wie konnte zwischen Klausner und Grinberg in so kurzer Zeit eine Verbindung entstehen, die in der Folge einen so großen Einfluss auf das Schicksal der jüdischen DPs haben sollte?

Abraham Klausner wurde am 27. April 1915 in Memphis, Tennessee, geboren. Er war eines von fünf Kindern von Joseph Klausner, der aus Ungarn eingewandert war, seine Mutter Tillie Binstalk Klausner stammte aus Österreich. Klausner studierte an der University of Denver, wo er 1938 seinen Abschluss machte, und wurde 1941 am Hebrew Union College ordiniert. Anschließend trat er in den Armeedienst und war dort als Militärrabbiner tätig. Mitte Mai 1945, drei Wochen nach der Befreiung, kam er mit dem 116. Feldlazarett ins Konzentrationslager Dachau, wo er ein Jahr bleiben sollte.¹ Nach seiner Ankunft half er den Überlebenden zunächst dabei, die Toten zu begraben und Bettzeug sowie Verpflegung zu beschaffen, darunter auch koschere Nahrungsmittel. Dabei bewegte ihn vor allem, dass sich die Überlebenden fortwährend nach ihren Angehörigen erkundigten und um Hilfe bei der Suche nach ihnen baten. In einem mündlichen Bericht aus dem Jahr 1998 erinnert sich Klausner an eine seiner ersten Begegnungen in Dachau:

Und dann geschah etwas, das mein Leben verändern sollte. Aus einem der Betten war eine Stimme zu hören, eine dünne, klagende Stimme: ‚Ich hatte einen Bruder. Wir haben zusammengelebt, und er ist nach Amerika gegangen und dort Rabbiner geworden. Kennen Sie ihn?‘ Zu meiner eigenen Verwunderung sagte ich: ‚Ja, ich kenne ihn. Aber damit nicht genug: Ich weiß, dass er in Europa ist, und ich werde ihn zu dir bringen.‘ [...] Mit einem Mal hatte ich eine Aufgabe.²

¹ Biografische Skizze zu den Abraham Klausner Papers. Center for Jewish History (CJH), American Jewish Historical Society (AJHS), P-879.

² Mündlicher Bericht von Abraham Klausner in englischer Sprache vom 1. September 1988, Santa Fe, NM, Survivors of the Shoah Visual History Foundation (VHF), file #45818, etwa bei Minute 25:00.



1 Abraham Klausner,
US-Militärrabbiner
(Aufnahme ca. 1945–
1948)

Nachdem er diesen KZ-Häftling und dessen Bruder, einen US-amerikanischen Militärrabbiner namens Abraham Spiro, zusammengebracht hatte,³ beschloss Klausner, „Brüder ausfindig zu machen und zusammenzuführen“. In seinen Erinnerungen schreibt er hierzu: „Dieser Augenblick erschütterte meine Seele, und ich erkannte, dass ich aus einem bestimmten Grund nach Dachau gekommen war. Wenn ich Brüder wieder zusammenführte – und wäre es nur das –, würde ich damit meinem Leben zumindest einen gewissen Sinn geben.“⁴

Klausner erstellte Listen der Überlebenden, die er in den Lagern angetroffen hatte, die er in Bayern besucht hatte, und veröffentlichte sie in mehreren Bänden unter dem Titel *Sharit Ha-Platah*.⁵ Dem ersten Band stellte er ein Vorwort mit der Überschrift „Eure Rechte“ voran.

Darin informierte er die Überlebenden, dass sie entgegen den Beteuerungen der UNRRA (United Nations Relief and Rehabilitation Administration) nicht verpflichtet waren, in ihre Heimatländer zurückzukehren. Vielmehr konnten sie frei entscheiden, wohin sie gehen wollten.⁶

Nachdem das 116. Feldlazarett verlegt worden war, kehrte Klausner entgegen anderslautender Order nach Dachau zurück und behauptete gegenüber dem Kommandanten des

³ Alex Grobman: American Jewish Chaplains and the She'erit HaPletah. In: Simon Wiesenthal Center Annual 1 (1984), S.89–108. Online unter: <http://motlc.wiesenthal.com/site/pp.asp?c=gvKVLcMVIuG&b=394979> (abgerufen am 13.04.2014).

⁴ Abraham J. Klausner: A Letter to My Children: From the Edge of the Holocaust. San Francisco 2002, S.11. In einem Interview, das 1995 im United States Holocaust Memorial Museum (USHMM) aufgezeichnet wurde, beschreibt Klausner das Suchprogramm, das er ins Leben gerufen hatte und das zunächst im Deutschen Museum in München beheimatet war. Dort konnten Überlebende Zettel mit den Namen derer, die sie suchten, an einer langen Wand befestigen. Vgl. hierzu: Interview mit Abraham Klausner geführt von Sandra Bradley am 23.02.1955, in Vorbereitung der Ausstellung „Liberation 1945“ im USHMM; Archiv des USHMM, RG-50.470*0012.

⁵ Abraham Klausner: *Sharit Ha-Platah*, 5 Bände. Dachau u. a. 1945.

⁶ Interview mit Abraham Klausner geführt von Sandra Bradley am 23. Februar 1955 (wie Anm. 4).

127. Feldlazarettes, das mittlerweile in Dachau lag, er sei nun dieser Einheit zugeteilt. Als das 127. Feldlazarett Dachau nach einer Weile ebenfalls verließ, wurde Klausner einer Abteilung für Zivilangelegenheiten (G5) zugewiesen, wo er DPs unterstützen sollte.⁷ In dieser Funktion half er Überlebenden bei der Suche nach vermissten Angehörigen und drängte amerikanische jüdische Organisationen dazu, gleichfalls Hilfe zu leisten. Außerdem bemühte er sich zusammen mit anderen Militärrabbinern und einer verstreuten Gruppe von Soldaten der Jewish Brigade der britischen Armee schon frühzeitig darum, dem Jischuw (der jüdischen Bevölkerung Palästinas) und dem Rest der Welt die politischen Wünsche der Überlebenden nahezubringen. Im dritten Band der *Sharit Hapletah* veröffentlichte er einen Brief der Jewish Agency an die Überlebenden, in dem es unter anderem hieß: „Der Jischuw kennt nur einen einzigen Wunsch: die Überreste des Hauses Israel in unserem Land vereint zu sehen.“⁸

Zahlreiche Überlebende, die nach der Befreiung in Deutschland geblieben waren, sprachen sich schon bald für eine zionistische Lösung des Problems ihrer Staatenlosigkeit aus.

Kurz nach Beginn seiner Tätigkeit in Bayern begegnete Klausner Zalman Grinberg, einem Arzt und KZ-Überlebenden aus Kaunas, der ihm schon bald in enger Freundschaft verbunden war und ebenfalls mithalf, im Nachkriegsdeutschland wieder jüdisches Leben aufzubauen. Grinberg war 1912 in Kaunas zur Welt gekommen, hatte das dortige Ghetto überlebt, war im Juli 1944 zusammen mit anderen litauischen Juden in das Dachauer KZ-Außenlager Kaufering transportiert worden und hatte in unterirdischen Fabriken an der Produktion von Flugzeugen und Geheimwaffen gearbeitet, mit denen die Deutschen ihre Kriegsanstrengungen befeuerten. Als kurz vor der Befreiung die amerikanischen Streitkräfte nicht mehr weit waren und Captain Otto B. Raymond als einer der ersten amerikanischen Offiziere vor Ort eintraf, übertrug dieser Grinberg sofort nach seiner Ankunft die Leitung des Militärkrankenhauses im Kloster St. Ottilien. In Zusammenarbeit mit Raymond ließ Grinberg die Verwundeten unter den KZ-Überlebenden per Krankenwagen nach St. Ottilien bringen,

⁷ Klausner: A Letter to My Children (wie Anm. 4), S. 16.

⁸ Ebenda, S. 43. Antwort von Samuel (Solomon Umberto) Nahon, Jewish Agency, 28. Juni 1945; veröffentlicht im 3. Band *Sharit Ha-Platah*, vgl. Klausner: *Sharit Ha-Platah*, Bd. 3, Dachau 1945.



2 Zalman Grinberg,
Leiter des DP-Kranken-
hauses in St. Ottilien

und er richtete ein Büro ein, das die Bestattungen verstorbener Juden organisierte. Klausner sorgte währenddessen dafür, dass die verwundeten deutschen und ungarischen Soldaten verlegt wurden, sodass St. Ottilien ein DP-Krankenhaus ausschließlich für jüdische Überlebende wurde.⁹ Schon bald wuchs die Zahl der Juden, die dort Zuflucht fanden, auf rund vierhundert an. Die meisten von ihnen waren ehemalige Häftlinge des KZ Dachau sowie des Außenlagers Kaufering.

Am 27. Mai 1945, nur wenige Wochen nach dem Kriegsende in Europa, gaben die letzten Überlebenden des Ghetto-Orchesters von Kaunas in St. Ottilien ein „Befreiungskonzert“. Zuvor hatte Grinberg eine Rede gehalten und das Kaddisch, das jüdische Totengebet, war gesprochen worden.¹⁰

Wie Alexander Grobman berichtet, übernahm Klausner, nachdem er mit Unterstützung von Captain Raymond den Krankenhausbetrieb in St. Ottilien aufgebaut hatte, kurz dar-

⁹ Zalman Grinberg: Bericht an den Jüdischen Weltkongress, 31. Mai 1945; Archiv des YIVO Institute for Jewish Research (YIVO Archives), DPs Deutschland, MK 483, Rolle 21.

¹⁰ Die Rede Zalman Grinbergs wurde am 27. Mai 1945 in St. Ottilien auf Deutsch gehalten. Das Transkript in deutscher Sprache befindet sich in der Grinberg Collection des Leo Baeck Institut New York, AR 10357. Ein Transkript der englischen Übersetzung, die veröffentlicht wurde, befindet sich hier: YIVO, MK 488, Leo Schwarz Papers (LS), roll 13, folder 104, S. 10–14. In dieser Rede berichtet Grinberg auch von seinen Erfahrungen im Ghetto von Kaunas und seiner Deportation nach Deutschland; vgl. auch Zeev W. Mankowitz: *Life between Memory and Hope: The Survivors of the Holocaust in Occupied Germany*. Cambridge 2002, S. 31.

auf die Leitung einer zweiten Klinik, eines Sanatoriums für Tuberkulosepatienten in Gauting bei München. Grinberg folgte ihm aus St. Ottilien, half bei der Organisation des Betriebes und stellte sicher, dass die Versorgung der Patienten in den Händen fachkundiger jüdischer Ärzte lag.¹¹

Die Überlebenden aus der Region westlich von München (Dachau, Landsberg, St. Ottilien und Umgebung) legten in ihrem Handeln trotz der gerade überstandenen Katastrophe einen bemerkenswerten Einfallsreichtum an den Tag, zeigten sich jedoch zugleich vom Wirken der jüdischen Hilfsorganisationen enttäuscht. Weil Hilfe nur zögerlich eintraf, fühlten sie sich im Stich gelassen, und dieses Gefühl wurde bei den letzten Überlebenden zu einer wesentlichen Triebfeder ihres unaufhörlichen Strebens nach Unabhängigkeit. Grinberg brachte diese Enttäuschung Ende Mai 1945 in einem Brief an den Jüdischen Weltkongress zum Ausdruck: „Die Befreiung liegt nun vier Wochen zurück, und noch immer ist, nach dieser schrecklichsten Tragödie aller Zeiten, kein Vertreter der jüdischen Welt, kein Vertreter irgendeiner jüdischen Organisation zu uns gekommen, um mit uns zu sprechen, uns zu helfen und unsere Last zu mindern. Wir sind auf uns allein gestellt und müssen uns, trotz geschwundener Kräfte, selbst helfen.“¹²

In seiner Rede vom 27. Mai 1945 wandte sich Grinberg an die 1700 Juden, die in St. Ottilien, nur wenige Dutzend Kilometer von Dachau entfernt, versammelt waren:

Es soll heute eine Befreiungsfeier für uns sein, sie ist aber zu gleicher Zeit für uns eine Trauerfeier. Jeder heitere und freudige Tag in Gegenwart und Zukunft ist und wird mit den Trauervorhänge der vergangenen Jahre überschattet sein. Ein Prozent hat die Befreiung erlebt, und von diesem einen Prozent sind 99 Prozent schwerkrank, kann man sich da freuen? Kann man da feiern? Hitler hat an allen Fronten dieses Krieges total verloren; auf einer Front hat er gesiegt, auf den Schlachtfeldern gegen schutzlose, unbewaffnete Männer, Frauen und Kin-

¹¹ Einige Zeit später gelang es Klausner, noch ein drittes jüdisches Krankenhaus einzurichten. Siehe hierzu Grobman: *American Jewish Chaplains* (wie Anm. 3), Kap. 5. <https://www.museumoftolerance.com/education/archives-and-reference-library/online-resources/simon-wiesenthal-center-annual-volume-1/annual-1-chapter-5.html> (abgerufen am 20. 11. 2020).

¹² Grinberg: Bericht an den Jüdischen Weltkongress, 31. Mai 1945 (wie Anm. 9).

der, gegen die europäische Judenheit hat Hitler den Krieg gewonnen. Das deutsche Volk hat ihm dabei geholfen. Trotzdem wollen wir keine Rache, denn Rache nehmen hieße, sich auf dieselbe ethisch[-]moralische Stufe zu stellen wie das deutsche Volk in den letzten zehn Jahren. Wir sind halt nicht fähig dazu. Wir sind nicht fähig Frauen zu erschlagen, Kinder zu ermorden, wir sind nicht fähig Millionen zu verbrennen und Tausende auszuhungern. Wir sind jetzt frei und wissen nicht mit unserem freien und unglücklichen Leben etwas zu beginnen. Wir haben vorläufig den Eindruck, daß die gesamte Menschheit kein Verständnis aufbringt für das, was wir erlebt und durchzumachen hatten. Wir haben den Eindruck, daß wir in Zukunft auch nicht verstanden sein werden. Wir haben das Lachen verlernt, wir haben das Weinen verlernt, wir haben unsere Freiheit noch nicht begriffen, weil wir bei den Toten weilen. Erheben wir uns und stehen still, der Toten zu gedenken.¹³

Mit Unterstützung von Überlebenden sowie Vertretern der Jewish Brigade beriefen Grinberg und Klausner am 1. Juli 1945 im DP-Lager Feldafing südlich von München die erste Versammlung des Zentralkomitees der befreiten Juden in der amerikanischen Besatzungszone ein.¹⁴ Das Komitee machte es sich zur Aufgabe, die Interessen der jüdischen DPs zu vertreten und auch die US-Streitkräfte und die UNRRA auf die Notlage hinzuweisen, in der sie sich befanden. Im September 1946 erkannte die US-Army das Komitee offiziell als „rechtmäßige und demokratische Vertretung der befreiten Juden in der amerikanischen Besatzungszone“ an. Diese politische Organisation der Sche'erit Ha-Pleta sollte mittels ihrer Arbeitsschwerpunkte, die von der vornehmlich zionistischen Führung gesetzt wurden, wesentlich mitbestimmen, welche Möglichkeiten den jüdischen DPs offenstanden. Das Zentralkomitee kümmerte sich um die dringendsten Bedürfnisse der

¹³ Zalman Grinberg: Rede am 27. Mai 1945, zitiert nach Transkript aus Grinberg Collection des Leo Baeck Institut New York, AR 10357, vgl. Anm. 9.

¹⁴ Mehr Informationen darüber, wie sich amerikanische jüdische Seelsorger schon sehr früh und äußerst engagiert für Displaced Persons einsetzten und beim Aufbau von DP-Organisationen mitwirkten, finden sich bei Grobman: *Rekindling the Flame. American Jewish Chaplains and the Survivors of European Jewry, 1944–1948*. Detroit 1993.

Überlebenden – Verpflegung, Unterkunft, medizinische Versorgung und Gewährleistung der Sicherheit –, diskutierte aber auch die Frage, ob die Betroffenen zur Rückkehr in ihre europäischen Heimatländer wie etwa Polen ermutigt werden sollten, oder zur Auswanderung nach Palästina, das unter dem Mandat des Völkerbundes stand. Nach Ansicht eines Komiteemitglieds aus Litauen war wegen der ausbleibenden Unterstützung durch Juden im Rest der Welt „die Alija der einzige Weg, um die jüdische Frage zu lösen“. Für Juden konnte es nur ein Ziel geben: Palästina.¹⁵ In seinen Resolutionen rief das Komitee Juden zur Geschlossenheit bei der Errichtung des jüdischen Staates auf und forderte Großbritannien auf, die Tore Palästinas zu öffnen. Das Komitee ernannte Abraham Klausner zum Ehrenpräsidenten und wählte Dr. Grinberg zum Vorsitzenden des Präsidiums. Wie Klausner später festhielt, sah er in der Sitzung vom 1. Juli 1945 den ersten Schritt zur Schaffung einer gemeinsamen Identität der Überlebenden, die bis dahin „in verschiedenen Lagern festgehalten worden waren, denen eine eigene Identität abgesprochen worden war [...] und die räumlich, sozial und kulturell isoliert waren“.¹⁶ Auch bei den folgenden Sitzungen des Komitees am 25. Juli sowie am 8. August 1945 rief Klausner den Überlebenden ins Gedächtnis, dass sie mangels Unterstützung auf sich allein gestellt waren: „Wir müssen uns selbst helfen.“¹⁷

Klausner, Grinberg und die neu gebildete Führung der DPs bemühten sich darum, die Bedingungen in den Lagern zu verbessern (in Feldafing waren 6000 Juden untergebracht, in Landsberg 4000; zum damaligen Zeitpunkt waren sie damit die beiden größten Lager in der amerikanischen Besatzungszone), und sie versuchten darauf hinzuwirken, dass Juden nicht gemeinsam mit nicht-jüdischen ehemaligen Kollaborateuren untergebracht wurden. Laut dem Harrison-Report halfen sie auch bei der Einrichtung eigener Lagerkomitees in den neu geschaffenen Lagern für jüdische DPs, arbeiteten eng mit dem Berater für jüdische Angelegenheiten des Militärgouverneurs zusammen und machten sich weiterhin für eine zügige Auswande-

¹⁵ Sitzung in Feldafing am 1. Juli 1945, bei dem die Organisation des Zentralkomitees besprochen wurde. YIVO Archives, MK 488, LS, Rolle 15, folder 135, Nr. 557–558. Unter den Anwesenden waren Klausner, Kaspj von der Jewish Brigade und Zalman Grinberg.

¹⁶ Klausner: A Letter to My Children (wie Anm. 4), S. 39.

¹⁷ Protokoll der Komiteesitzung vom 25. 7. 1945. YIVO Archives, MK 483, Rolle 61, S. 721–727.

rung nach Palästina stark. Neben all diesen organisatorischen und vermittelnden Tätigkeiten verlor Klausner jedoch sein ursprüngliches Vorhaben nicht aus den Augen und veröffentlichte weiterhin Namenslisten in *Sharit HaPletah*¹⁸ und führte, was ihm das Wichtigste war, Familien zusammen. In seinen Erinnerungen erzählt er eine Episode aus dem Sommer 1945:

An einem unserer letzten Tage im [Deutschen] Museum kam ein Fremder zu mir und setzte ein kleines Kind auf meinen Schreibtisch. Ich sah die beiden an, die mir wie eine Vision erschienen, konturiert durch den Kontrast von Jugend und Alter. Der Fremde stand eine Weile schweigend da und zog dann ein Blatt Papier aus der Tasche, in dem ich eine Seite aus einem der Bände der *Sharit HaPletah* erkannte. Er entfaltete es, hielt es mir hin und deutete auf eine Zeile, in der ‚Grinberg, Zalman, Dr. Kaunas, 1912‘ stand. Dann deutete er auf das Kind, um mir zu verstehen zu geben, dass dies Zalmans Kind war. Ich war sprachlos. Das war das erste Kind, das ich seit der Befreiung sah. Ich nahm es auf den Arm, sah ihm in die Augen und sprach mit ihm, wobei meine Worte weniger ihm als mir selbst galten, in diesem einzigartigen Augenblick, der alles andere verblässen ließ. Mir schien, als wäre alles, was ich zuvor getan hatte, auf dieses Ereignis zugelaufen. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich mit dem Kind sprach, doch als ich mich nach dem Fremden umdrehte, war er verschwunden. [...] Als ich mir vorstellte, wie ich das Kind zu seinem Vater bringen würde, erfüllte mich eine Freude, wie ich sie noch nie zuvor gekannt hatte. Ich nahm das Kind, setzte es in meinem Jeep auf den Beifahrersitz, und wir fuhren los. Nach einem Halt in Dachau ging es weiter nach St. Ottilien, und währenddessen dachte ich darüber nach, was es bedeutete, einem Vater sein Kind zurückzubringen. Ich sah in dem Kind ein Sinnbild des Überlebens. Der Kleine war am Leben, und er war unsere Zukunft, wunderschön und leuchtend hell. Ich nannte ihn Sakiki. Er sprach Litauisch. Wenn ich Zalman später besuchte, sagte er zu seinem Sohn oft: „Sakiki Schalom [...] Sag: Schalom [...]“.¹⁹

¹⁸ Klausner: *Sharit Ha-Platah* (wie Anm. 5).

¹⁹ Klausner: *A Letter to My Children* (wie Anm. 4), S. 65. Wie Klausner weiter berichtet, verstarb Emanuel, Zalman Grinbergs Sohn, im September

Nach August 1945 war Klausner kein Angehöriger einer militärischen Einheit mehr, weder offiziell noch inoffiziell. Er fühlte sich nun „gleichfalls wie ein DP. Ich hatte keine Funktion innerhalb des Militärs mehr und musste zusehen, wie ich allein zurechtkam.“²⁰ In der ersten Ausgabe von *Unzer Weg*, der vom Zentralkomitee finanzierten jüdischen Wochenzeitung, veröffentlichte Klausner im Oktober 1945 einen Artikel mit dem Titel „Einer von euch“. Darin beschreibt er die enge Verbundenheit, die in den wenigen Monaten zuvor zwischen ihm und den Überlebenden entstanden war:

Ich kenne euch gut, meine Brüder. Ich weiß, was ihr denkt, und ich höre, was ihr sagt. Ich kenne eure Träume, ich erblicke eure Werke, und ich danke meinem Schicksal, dass ich ein Tropfen in der Woge eurer Wiedergeburt sein darf. [...] Habe ich geschrieben als einer, der mit euch gelitten hat? Ich tat es nur, weil ich während all dieser Monate hoffte, dass ihr mich, wenn nicht aufgrund gemeinsam erfahrenen Leides, so doch wegen meiner Arbeit als einen von euch ansehen wolltet.²¹

Die Antwort der Redaktion bekräftigte Klausners Sonderstellung als Ehrenmitglied der letzten Überlebenden: „Rabbiner, Freund, Bruder – du bist einer von uns geworden!“²² Auch etliche andere Beteiligte waren der Ansicht, dass die jüdischen DPs nicht ausreichend Unterstützung erfuhren, und sahen in Klausner den wichtigsten Fürsprecher der Überlebenden. Für Eli Bohnen, den ersten Militärrabbiner, der nach Kriegsende nach Dachau kam, war Klausner der einzige Hoffnungsschimmer in diesem ganzen Durcheinander:

[...] Sämtliche Organisationen sind so gut wie untätig geblieben, während er, ganz allein, Berge versetzt hat. [...] Hätte er dieselben Möglichkeiten gehabt, wie sie dem

1946 in Palästina auf tragische Weise an einer Erkrankung, nur wenige Monate, nachdem Grinberg mit seiner Familie im April 1946 den Jischuw erreicht hatte.

²⁰ Ebd., S. 78.

²¹ Vgl. ebd., S. 85; *Unzer Weg*, 12. Oktober 1945; außerdem Grobman: *Rekindling the Flame* (wie Anm. 12), S. 121. Die Redaktion bestand aus Klausner, Eli Rock vom Joint Distribution Committee sowie fünf Mitgliedern des Zentralkomitees der befreiten Juden.

²² Ebd.

J.D.C. zur Verfügung stehen, dann hätte er *übermenschliche* Wunder vollbracht. So hat er nur normale Wunder vollbracht.²³

Den 4. Band der *Sharit Hapletah* widmete Klausner Zalman Grinberg:

Und der Herr wählte ihn unter seinen von Trauer gebeugten Kindern aus und sprach zu ihm: ‚Lege deinen Gram ab und nimm das Leiden meiner Kinder auf dich. Trockne ihre Tränen, heile ihre Wunden und entzünde in ihren Herzen das Licht der Hoffnung.‘ Und so geschah es.²⁴

Klausner und die DPs zeigten sich bitter enttäuscht angesichts des Versagens des Joint Distribution Committee (JDC bzw. „Joint“), das erst im September 1945 mit der Organisation von Hilfsleistungen begann. Diese Enttäuschung mündete unter anderem in eine von Klausner koordinierte Briefkampagne. In diesen Briefen wurden amerikanische Juden darum gebeten, die ungenügenden Hilfen des JDC und der UNRRA zu ergänzen: „Nur mit Ihrer sofortigen Unterstützung können die erst kürzlich befreiten Opfer des Nationalsozialismus den bevorstehenden Winter überleben.“²⁵ Klausner und Grinberg setzten sich weiter gemeinsam dafür ein, dass die Öffentlichkeit von der Notlage der DPs Notiz nahm; der Harrison-Report hatte zwar eine Verbesserung der Lebensbedingungen zur Folge, führte jedoch nicht zu einer Lösung des Problems der Staatenlosigkeit. Während die DPs in den Lagern ihren ersten Winter durchstehen mussten, erreichten mithilfe der Bricha (der Untergrundbewegung, die jüdischen Überlebenden aus Osteuropa zur Flucht nach Palästina verhalf) immer mehr Flüchtlinge aus Polen, von denen viele den Krieg in der Sowjetunion überlebt hatten, die DP-Lager. 1946 drehte Klausner den Dokumentarfilm *These are the People*. Der Film, in den Klausner einführt und auch die Kommentare spricht, zeigt

²³ Brief von Eli Bohnen an Philip Bernstein, in dem er von Klausner berichtet, 5. September 1945. In: Klausner: A Letter to My Children (wie Anm. 4), S. 117, und AJHS, Klausner Papers, box 1, folder 3.

²⁴ Klausner: A Letter to My Children, S. 83 (wie Anm. 4); vgl. Klausner: Sharit Ha-Platah, Bd. 4. (wie Anm. 5).

²⁵ Brief von Morris an Sol, 27. Dezember 1945, Archiv des JDC, 499/1, zitiert nach Atina Grossmann: *Jews, Germans, and Allies: Close Encounters in Occupied Germany*. Princeton 2007, S. 146.



unter anderem Szenen aus den Lagern Feldafing und Landsberg sowie Aufnahmen der Sitzung des Zentralkomitees der befreiten Juden, die am 27.1.1946 im Münchner Rathaus stattfand. Zu sehen sind auch Ausschnitte der Reden, die Zalman Grinberg und David Ben-Gurion bei der Sitzung hielten. Grinberg wandte sich auf Deutsch an die Sitzungsteilnehmer und klagte die Welt in ihrer Gesamtheit an, sie habe nicht den Mut aufgebracht, den Juden zu helfen, und lasse es jetzt noch immer an Mut fehlen, die Befreiten zu retten und beim Neuanfang zu unterstützen. Ben-Gurion sprach auf Englisch und erläuterte leidenschaftlich die Notwendigkeit eines freien Staates Israel.²⁶ Die Sitzung schloss damit, dass alle Anwesenden die Hatikwa sangen, die Hymne der zionistischen Bewegung.

Kurze Zeit später half Klausner Grinberg bei der Organisation einer Reise nach New York, wo Grinberg vor der American Jewish Conference über die Notwendigkeit sprach, den

3 Abraham Klausner, Major Irving Heymont und David Ben-Gurion während eines Besuchs des DP-Lagers Landsberg am Lech, 1946/47 (v. l. n. r.)

²⁶ These are the People, Stuart Koziol Collection, Archiv des USHMM, RG-60.3361. Online unter: <https://collections.ushmm.org/search/catalog/irn1002577> (abgerufen am 9.2.2021).

jüdischen DPs so schnell wie möglich die Auswanderung nach Palästina zu ermöglichen. Dabei betonte er, dass er nicht nur für die Juden spreche, die die NS-Herrschaft überlebt hatten, sondern auch für jene, die umgekommen waren und ein heiliges Erbe hinterlassen hatten, das „sich durch das Knattern der Maschinengewehre in unsere Seelen eingeschrieben hat, sich durch die Schwaden aus den Gaskammern in unsere Schädel gefressen und durch das erbarmungslose Feuer der Krematorien in unsere Herzen gebrannt hat.“ Er appellierte an die amerikanischen Juden, die Juden in den DP-Lagern bei der Erreichung ihres Zieles zu unterstützen: Deutschland zu verlassen und nach Palästina auszuwandern.²⁷ Wie die meisten von Klausners Unternehmungen in Deutschland sorgte auch diese Aktion für Kontroversen. In diesem Fall war er, weil er sich dafür eingesetzt hatte, dass Grinberg in New York sprach, wieder einmal mit dem JDC in Konflikt geraten.

Klausners direkte Art und seine Angewohnheit, den JDC für die verspätete Hilfeleistung in den DP-Lagern, die darüber hinaus noch schlecht organisiert sei, heftig zu kritisieren, drehte sich schließlich gegen ihn selbst. Im Sommer 1946 beschloss Leo Schwarz, der dritte Direktor des JDC in der amerikanischen Zone nach Eli Rock und Lavy Becker, den ungeliebten Klausner aus der amerikanischen Zone zu entfernen. Schwarz war der Ansicht, das forsche und selbstbewusste Auftreten der Überlebenden sowie die Beschwerden, die aus der Zone zu ihm drangen, behinderten ihn in seinen Hilfsbemühungen. Die Hauptquelle all dieser Probleme war dabei in seinen Augen offenbar Klausner.

Klausner verließ Deutschland im Juli 1946. Infolge seiner Arbeit war ihm überwältigende Anerkennung vonseiten der DPs zuteilgeworden, aber auch von etlichen Angehörigen der amerikanischen Streitkräfte und jüdischer Organisationen, die seine beachtliche Aufopferungsbereitschaft zu schätzen wussten. Philip Bernstein, damals Berater für jüdische Angelegenheiten des Militärgouverneurs der amerikanischen Besatzungszone, fasste Klausners Bemühungen im Jahr nach der Befreiung so zusammen:

²⁷ Dr. Grinberg, Leader of Liberated Jews in Germany, Asks Their Transfer to Palestine, 8. März 1946. In: Jewish Telegraphic Agency (Hg.): Daily News Bulletin 8, 56 (1941), S. 6. Online unter: http://pdfs.jta.org/1946/1946-03-08_056.pdf (abgerufen am 9. 2. 2021).

Sie haben gebrochene Menschen und Fragmente jüdischen Lebens zu einer Gemeinschaft geformt. Sie haben diesen Menschen ihre Würde zurückgegeben und ihnen geholfen, wieder einen Sinn in ihrem Leben zu sehen. Damit haben Sie möglicherweise Geschichte geschrieben. Denn wer kann schon wissen, wie lange diese Gemeinschaft Bestand haben wird? Auf welche Hindernisse Sie dabei auch gestoßen sein mögen, Sie können für den Rest Ihres Lebens mit Fug und Recht befriedigt auf das zurückblicken, was Sie hier geleistet haben.²⁸

Nach einem sechsmonatigen Intermezzo in den Vereinigten Staaten, während dessen er sich intensiv um seine Rückkehr bemühte (gegenüber Philip Bernstein erklärte er später: „Meine Arbeit dort war noch nicht getan“), traf Klausner im Januar 1947 wieder in Deutschland ein, diesmal als Vertreter der American Jewish Conference in Europa.²⁹ Zu diesem Zeitpunkt lebte sein guter Freund Grinberg bereits im Jischuw in Palästina und arbeitete als Arzt im Beilinson-Krankenhaus in Petah Tikva. Klausner stellte mit Bestürzung fest, dass es den jüdischen DPs in Deutschland – ironischerweise – mittlerweile so gut ging, dass sie eine demoralisierte und resignierte Haltung entwickelt hatten und daher wachgerüttelt und an das zionistische Bestreben erinnert werden mussten, das die ersten Wortführer der Sche'erit Ha-Pleta angetrieben hatte. Die Gemütslage der Überlebenden hatte sich merklich gewandelt, und Klausner nahm diese Veränderung scharfsichtig wahr.

Mithilfe der Bricha kamen mehr als hunderttausend polnische Juden nach Deutschland, was zu Verwerfungen in der Gemeinschaft der DPs führte. 1947/48 sank die Moral unter den DPs zusehends, und auch die Begeisterung für den Zionismus ließ immer stärker nach. Gemeinsam mit zionistischen Abgesandten des Jischuw und Vertretern amerikanischer jüdischer Organisationen teilte Klausner die Sorge, dass die DPs, je länger sie in deutschen Flüchtlingslagern blieben, umso aktiver

²⁸ Philip Bernstein, Berater für jüdische Angelegenheiten des Militärgouverneurs für die amerikanische Besatzungszone: Brief an Abraham Klausner, 5. Juli 1946, AJHS, Klausner Papers, box 1, folder 3.

²⁹ Klausner: A Letter to My Children, S.127 (wie Anm. 4); Brief von Louis Lipsky, Exekutivkomitee der American Jewish Conference an Ruth Shipley, US Department of State, Washington, D. C., der die Bekanntgabe von Klausners Ernennung zum Vertreter der AJC in Europa enthält, 23.10.1946, Central Zionist Archives Jerusalem (CZA), folder C7/1249, S.76.

auf dem deutschen Schwarzmarkt würden, was zu wachsendem Antisemitismus unter den amerikanischen Soldaten führen könnte. Im Mai 1948 plädierte Klausner für eine radikale Lösung der Frage der Displaced Persons und vertrat die Ansicht, dass man die Überlebenden „nicht länger auffordern [dürfe], sondern [...] ihnen sagen [müsse], was sie tun sollen“. Sein Standpunkt war eindeutig: „Die Leute müssen dazu gezwungen werden, nach Palästina zu gehen.“

Als „DP ehrenhalber“ identifizierte sich Klausner in höchstem Maße mit den jüdischen Überlebenden. Er genoss ihr volles Vertrauen und vertrat sie mit ihrer Zustimmung unter anderem gegenüber der US-Armee, der UNRRA, der Jewish Agency, dem World Jewish Congress und dem JDC. Gleichzeitig erlaubte er sich jedoch auch Kritik an der Gemeinschaft der DPs, wenn er sie für erforderlich hielt. In seinem Vorwort zu Klausners Erinnerungen urteilt Yehuda Bauer, dass Klausners Wirken zwischen 1945 und 1948 „ganz in der prophetischen Tradition unseres Volkes stand“:

Du hast die Schwachen und Kranken geheilt, hast sie gepflegt und ihnen beigestanden, hast dich unerschrocken den Mächtigen, Reichen und Satten entgegengestellt. Du hast deine Stimme erhoben, um den Menschen Hoffnung und eine Vision zu geben, und dir dabei oft erbitterte Auseinandersetzungen mit denen geliefert, die in deinen Augen herzlose Bürokraten waren. Mit deinen Urteilen magst du manchmal falsch gelegen haben, doch mit deinem Engagement für die Überlebenden lagst du immer richtig.³⁰

Nach der Gründung des Staates Israel verließ Klausner das Militär und warb in den USA Piloten und Krankenschwestern für die israelischen Streitkräfte an (ein Angebot Ben-Gurions, in Israel zu arbeiten, schlug er aus). Anschließend bekleidete er am Hebrew Union College den Posten des Provost, eines leitenden Beamten der Hochschule. Von 1949 bis 1953 war er Senior Rabbi am Temple Israel in Boston und promovierte in dieser Zeit an der Harvard University in Theologie. Anschließend war er als Rabbiner an der Synagoge Emanu-El in Yonkers tätig, bis er sich 1989 in Santa Fe, New Mexico, zur Ruhe

³⁰ Yehuda Bauer: Vorwort zu Klausner: A Letter to My Children, S. xi (wie Anm. 4).

setzte. Er starb am 28. Juni 2007 im Alter von 92 Jahren infolge von Komplikationen im Zuge einer Demenzerkrankung.³¹

Der kollektive Zionismus der Überlebenden deckte sich jedoch nicht immer mit den individuellen Entscheidungen Einzelner. Etliche von ihnen, darunter auch Führungsfiguren der jüdischen DPs, wählten ihren eigenen Weg: Yitzhak Ratner ging nach Johannesburg, Samuel Gringauz entschied sich für New York, Abraham Klausner ließ sich in Yonkers nieder, und Zalman Grinberg ging zwar zunächst nach Palästina, musste aber 1955 aus gesundheitlichen Gründen schließlich von Petah Tikva nach Long Island übersiedeln, wo er bis zu seinem Tod 1983 lebte. Dennoch waren Vertreter der Juden in Deutschland und der ganzen Welt der Ansicht, dass der Sche'erit Ha-Pleta als kollektiver Bewegung die Pflicht zukam, ihren Teil zu der Rettung beizutragen, die die Gründung des Staates Israel darstellte. Klausners Austausch mit Vertretern amerikanischer Juden über den Zionismus unter den DPs führte zu einem wachsenden Konsens darüber, dass der Zionismus für osteuropäische Juden und Holocaustüberlebende eine Lösung sein konnte, nicht unbedingt jedoch für Juden aus Amerika oder Westeuropa. Und Klausners Zweifel daran, ob der Zionismus der DPs von Dauer sein würde, sprechen dafür, dass der Zionismus für die Betroffenen eine ganz bestimmte, gleichsam therapeutische Funktion hatte. Er wirkte wie eine Art Vermächtnis und letzter Wille derer, die ihr Leben gelassen hatten, und trug entscheidend dazu bei, dass etwa die jungen DPs ein neues Zuhause fanden und für das Problem der Staatenlosigkeit der letzten Überlebenden eine Lösung erzielt wurde.

Somit nahm der Begriff des Zionismus für jeden der DPs einen anderen Sinn an. Der Zionismus der DPs, die vorrangig mit persönlichen Schwierigkeiten kämpften, war folglich auch anders gelagert als der Zionismus der Emissäre aus Palästina, die die Überlebenden dazu bewegen wollten, beim Aufbau eines jüdischen Staates mitzuhelfen. Welche Form besaß der zionistische Gedanke bei Klausner? Vielleicht verstand sich Klausner als „Prophet“ und spürte eine historische Verantwortung, die DPs in den Staat Israel zu führen (obwohl er selbst dort nie lebte). So wie Moses, der sein Volk durch die Wüste führte, war Klausner der Meinung, dass jene, die in

³¹ Historisch-biografische Skizze, AJHS, Klausner Papers, P-879 (wie Anm. 1).

Deutschland versklavt worden waren, aus dem Land ihrer Versklavung herausgeleitet werden mussten. Anders als die meisten Vertreter der amerikanischen Juden begriff er – so wie die Überlebenden –, welche Lehren aus dem Holocaust zu ziehen waren. Das Leben würde nie wieder so sein wie zuvor. Die meisten Juden im Rest der Welt würden Jahrzehnte brauchen, um diese Lehren wirklich zu begreifen. Jene, die die Befreiung selbst erlebt hatten, konnten nur hoffen, dass die anderen all das eines Tages verstehen würden.

Aus dem Englischen übertragen von Felix Mayer

BILDNACHWEIS
Abb. 1 USHMM, © Herbert
Friedman
Abb. 2 The Jewish Review,
Mai/Juni 1946, S.38.
Abb. 3 USHMM, © Sara
Huberfeld

Irit Chen

„Kontakt – aber keine offiziellen Beziehungen“: Das Israelische Konsulat in München zwischen Israel und Deutschland, 1948–1953¹

München im Oktober 1948: Die Mauern des Hauses Maria-Theresia-Straße 11 werden mit den Symbolen des nur fünf Monate zuvor gegründeten Staates Israel dekoriert. Vom Gebäude hängen Fahnen mit zwei blauen Streifen auf weißem Hintergrund, in der Mitte prangt der Davidstern. Das Foyer ist mit dem Emblem des siebenarmigen Leuchters geschmückt, flankiert von zwei Olivenzweigen. Die vier Räume des Gebäudes füllen sich mit Mobiliar und Teppichen, vor allem Gaben der jüdischen Familie Bernheimer, die aus dem aufstrebenden Münchner Kunst- und Antiquitätenhandel dieser Jahre nicht wegzudenken war.

Ein jüdischer Kunsthandwerker der Stadt hat neben dem Eingang eine Art Tafel mit einer Begrüßung in hebräischer und englischer Sprache angebracht. Neben dem Rabbiner der jüdischen Gemeinde in München, verantwortlich für die Anbringung der Mesusa am Türpfosten, versammeln sich mehrere Vertreter des amerikanischen Militärs zu einem außergewöhnlichen Anlass: der Einweihung eines Israelischen Konsulats auf deutschem Boden nur drei Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg und dem Mord an den europäischen Juden.²

Auf den ersten Blick scheint diese offizielle Aktivität von israelischen Vertretern in München in den späten 1940er Jahren erstaunlich, hatten doch die Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft in Deutschland und der Holocaust dazu ge-

¹ Dieser Artikel basiert auf der Masterarbeit der Autorin: „Kontakt – aber keine offiziellen Beziehungen“. Das Israelische Konsulat in München zwischen Israel und Deutschland 1948–1953. Unveröffentlichte Masterarbeit, Universität Haifa 2016 (Hebräisch).

² Yissakhar Ben-Yaacov: A Lasting Reward. Memoirs of an Israeli Diplomat. Jerusalem 2012, S. 62f. Zu den Aktivitäten des Konsulats siehe Yeshayahu A. Jelinek: Like an Oasis in the Desert: the Israel Consulate in Munich, 1948–1953. In: Studies in Zionism 9,1 (1988), S. 81–98 und Chen: „Kontakt – aber keine offiziellen Beziehungen“ (wie Anm. 1).



1 Eingang des israelischen Konsulats an der Maria-Theresia-Straße München, 1948

führt, dass Israels Gesellschaft und Staat bestrebt waren, sich vollkommen von allem, was deutsch war, abzugrenzen: Die Existenz jüdischen Lebens im Land der Täter wurde als Zeichen der Ehrlosigkeit angesehen und jede Verbindung zu deutscher Sprache und Kultur war verpönt. So wurden beispielsweise keine Import-Lizenzen für deutsche Zeitschriften ausgestellt und eine öffentliche Zurschaustellung dieser Sprache war verboten. Mit der Gründung der Bundesrepublik Deutschland im Mai 1949 vertiefte sich dieser Widerstand noch mehr und wurde um eine politische Dimension erweitert: Zwischen beiden Ländern herrschten keinerlei diplomatische Beziehungen und ein Vermerk in israelischen Pässen sollte die Einreise nach Deutschland prinzipiell unmöglich machen. Dennoch führten parallel zu den Boykottmaßnah-

men ab Ende des Jahres 1949 wirtschaftliche und politische Interessen zur Entwicklung zweckmäßiger Beziehungen zwischen beiden Ländern.

In Israel veranlassten die harsche wirtschaftliche Realität und die soziale Belastung infolge der Aufnahme vieler Immigranten die Regierung zu einer pragmatischen Politik. Man beschloss, Maßnahmen zu ergreifen, um von Deutschland eine materielle Entschädigung zu erlangen. In den Augen der deutschen Regierung war diese Entschädigung ein Zeichen der Versöhnung und gleichzeitig eine notwendige Bedingung für die eigene Rehabilitierung.

Im April 1951 fand ein geheimes Treffen zwischen Bundeskanzler Konrad Adenauer und israelischen Regierungsvertretern statt. Dies führte im Bundestag zur öffentlichen Erklärung des Kanzlers über die Bereitschaft der deutschen Regierung, ein Reparationsabkommen mit Israel zu schließen. Im März 1952 begannen direkte Verhandlungen mit Repräsentanten beider Länder. Am 10. September 1952 wurde das Luxemburger Abkommen („Wiedergutmachungsabkommen“) unterzeichnet, dem zufolge sich die Bundesrepublik verpflichtete, ungefähr drei Milliarden Mark in Form von Sachwerten an Israel zu übermitteln. Obwohl die Unterzeichnung und Umsetzung des Abkommens den Weg für die wirtschaftliche, sicherheitspolitische und kulturelle Annäherung beider Länder in den 1950er und frühen 1960er Jahren ebnete, wurden Vereinbarungen zu offiziellen diplomatischen Beziehungen erst im Mai 1965 unterzeichnet.³

Im Dickicht zwischen Boykott und Pragmatismus, Abgrenzung und Kontakt stand das Israelische Konsulat in München. Es nahm seine Tätigkeit mit der Akkreditierung durch die westlichen Besatzungsmächte im Nachkriegsdeutschland auf, setzte seine Existenz auch nach der Gründung der Bundesrepublik fort und wurde im Juni 1953 geschlossen, als die

³ Zum Reparationsabkommen und den frühen Beziehungen zwischen beiden Ländern gibt es umfangreiche Publikationen, siehe Dan Diner: *Rituelle Distanz. Israels deutsche Frage*. München 2015; Yeshayahu A. Jelinek: *Deutschland und Israel, 1945–1965. Ein neurotisches Verhältnis*. München 2004; Tom Segev: *The Seventh Million. The Israelis and the Holocaust*. New York 1994, S. 187–252; Neima Barzel: *Israel we-Germania, 1945–1956. Hitpatchut jachas ha-chevra we ha-medina be-Isra'el le Germania be-ikwot ha-shoa [Israel und Deutschland, 1945–1956. Die Entwicklung der Einstellung der Gesellschaft und des Staates Israels zu Deutschland nach dem Holocaust]* (unveröffentlichte Dissertation, Universität Haifa, 1990), S. 5–70.

„Israel-Mission“ in Köln etabliert wurde, die israelische Handelsdelegation, die für die Umsetzung des Wiedergutmachungsabkommens verantwortlich war.

Im Gegensatz zu einer Botschaft, einer Institution von höchster diplomatischer Bedeutung, die verantwortlich für die Regelung politischer, militärischer und kultureller Angelegenheiten des entsendenden Landes im Gastland ist, besteht die Rolle eines Konsulats darin, kommerzielle und rechtliche Interessen zu vertreten. Seine Präsenz ist kein Indiz für die diplomatische Anerkennung eines Staates durch den anderen. Dennoch ermöglicht die Einrichtung eines Konsulats einen Informationsaustausch zwischen beiden Ländern, sodass selbst ohne die Existenz diplomatischer Beziehungen ein Kommunikationskanal besteht.⁴

Allein aufgrund seiner bloßen Existenz in München musste das Konsulat vermutlich einen fortwährenden Spagat zwischen der Forderung Israels nach Abgrenzung von Deutschland und der politischen Realität vor Ort bewältigen. Des Weiteren ist anzunehmen, dass es beiden Ländern als Kommunikationskanal diente, als das beidseitige Interesse an einer materiellen Entschädigung der jüdischen Überlebenden immer mehr anerkannt wurde. Zudem war es wohl in politische Angelegenheiten involviert, die über den konsulare Rahmen hinausgingen.

Dies wirft die Frage auf, ob das Konsulat in München exakt nach den außenpolitischen Grundsätzen Israels handelte, oder ob es in seinen Beziehungen zu Deutschland während der Jahre 1948–1953 eigene Initiativen ergriff. Hierfür wird im Folgenden analysiert, inwiefern das Konsulat die Ambivalenz der frühen deutsch-israelischen Beziehungen widerspiegelte und wie es diese beeinflusste.

⁴ Erst im Wiener Übereinkommen über konsularische Beziehungen im Jahr 1963 wurde der Status der konsularischen Einrichtung geregelt. Dabei wurde festgestellt, dass im Fall fehlender diplomatischer Beziehungen Konsuln diplomatische Pflichten erfüllen können, vgl. Geoff R. Berridge: *Diplomacy. Theory and Practice*. London 1995, S. 133–142, S. 235. Israelische Konsulate haben auch die Aufgabe, mit den Juden vor Ort in Kontakt zu bleiben. Über die Einstellung des Konsulats zur deutsch-jüdischen Gemeinde siehe Irit Chen: *The Israeli Consulate in Munich, 1948–1953. Conflicting Policies towards German-Jewish Communities*. In: *Jahrbuch des Dubnow-Instituts/Dubnow Institute Yearbook 18 (2019)* (bevorstehende Veröffentlichung). Bzgl. der Einstellung zur Remigration von Israel nach Deutschland siehe Meron Mendel: *The Policy for the Past in West Germany and Israel. The Case of Jewish Reimmigration*. In: *The Leo Baeck Institute Yearbook 49 (2004)*, S. 129–133.

Die Aktivitäten des Konsulats in München: ein Überblick

Die Ursprünge des Israelischen Konsulats in München liegen in den Aktivitäten der Ha-mischlachat ha-erez isra'elit le-sche'erit ha-pleta, der Delegation aus dem Lande Israel für die Überlebenden des Holocaust im Auftrag der Jewish Agency. Letztere kam im Dezember 1945 in die amerikanische Besatzungszone mit dem Ziel, jüdischen Überlebenden des Holocaust zu helfen, die in den Displaced Persons-Lagern (DP-Lagern) in der Gegend um München untergebracht worden waren. Ihr Anliegen war es, die Emigration dieser Menschen nach Israel zu organisieren.

Bei ihrer Ankunft in Deutschland wurde die Delegation an die UNRRA (United Nations Relief and Rehabilitation Administration) angegliedert. Letztere war nach dem Zweiten Weltkrieg als Flüchtlingshilfswerk gegründet worden. Ab Juni 1948 war die Delegation direkt der US-Armee unterstellt und die meisten der überlebenden Juden gelangten in ihren Zuständigkeitsbereich.⁵

Leiter der Delegation war Chaim Yahil (Hoffmann), der 1905 in Mähren als Sohn einer Wiener Familie zur Welt kam. Yahil war 1929 nach Palästina ausgewandert, kam aber in den 1930er Jahren nach Europa zurück, um seine Dissertation zu schreiben. Dabei half er deutsch-jüdischen Flüchtlingen, die nach Prag geflohen waren, bei ihrer Immigration nach Palästina. Nach dem Einmarsch der Nationalsozialisten in die Tschechoslowakei beschloss die zionistische Bewegung, Yahil nach Palästina zurückzuholen. Diese Entscheidung rettete ihm das Leben, bedeutete aber den Tod seines Kollegen Jakob Edelstein, Direktor des Palästinaamtes der Jewish Agency. Edelstein hatte sich entschieden, in Prag zu bleiben, um die dort verbliebenen Juden zu unterstützen und ihnen bei der Alija zu helfen. Er wurde von den nationalsozialistischen Behörden gefangen genommen und kam 1944 in Auschwitz ums Leben. Die Tatsache, dass seine Rettung zum Tod eines anderen geführt hatte, war eine schwere Bürde für Yahil. Als er daher am Ende des Zweiten Weltkrieges von der Leitung des Jischuw, also der jüdischen Bevölkerung in Palästina, gebeten wurde,

⁵ Chaim Yahil: Pe'ulot ha-mischlachat ha-erez isra'elit le-sche'erit ha-pleta (Alef), 1945–1949 [Die Aktivitäten der Delegation aus Palästina für die Überlebenden des Holocaust (A), 1945–1949]. In: Yalkut Moreshet 30 (1980), S.9–19; Juliane Wetzl: Jüdisches Leben in München 1945–1951. Durchgangsstation oder Wiederaufbau? München 1987.



2 Chaim Yehiel bei einer Ansprache im DP-Lager Neu-Freimann

nach Europa zurückzukehren, um jüdischen Überlebenden zu helfen, sagte er ohne Zögern zu.⁶

Auf Rat des US-amerikanischen Militärs drängte Yehiel im Sommer 1948 die führenden Köpfe des einige Monate zuvor gegründeten israelischen Außenministeriums dazu, israelische Konsulate in Deutschland und in Österreich zu eröffnen, um die Einwanderung nach Israel zu regeln.⁷ Er empfahl, das bedeutendere der beiden in München einzurichten, da diese Stadt seiner Meinung nach „das Zentrum der Juden“ darstellte, in dessen Umkreis sich die meisten jüdischen Displaced Persons versammelt hatten.⁸ Walter Eytan, der die

⁶ Leni Yehiel: Ich bin in ein Land gekommen, dessen Sprache ich zufällig kenne. In: Richard Chaim Schneider (Hg.): Wir sind da!: Die Geschichte der Juden in Deutschland von 1945 bis heute. Berlin 2000, S. 89f. Über Yehiels Aktivitäten und Berichte als Teil der Mission siehe Naama Seri-Levi: „The Human Material is Far Superior to its Predecessors“. The Jewish Repatriates in the Displaced Persons Camps 1946–1947. Unveröffentlichte Masterarbeit, Hebräische Universität von Jerusalem 2014.

⁷ Zu den Meinungsverschiedenheiten zwischen der US-Armee und dem Amt des Politischen Beraters über die Auswirkungen der Gründung des Konsulats auf die israelisch-US-amerikanischen Beziehungen siehe Institut für Zeitgeschichte München (IfZ) POLAD/819/52, Zentralamt an das Amt für Politische Angelegenheiten OMGUS, 2. August 1948; ebd., Thomas Harrold an das Amt des Politischen Beraters, 5. August 1948.

⁸ Israelisches Staatsarchiv (im Folgenden ISA), Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten (Im Folgenden MAA) 2382/11, Chaim Hoffmann (Yehiel) an Moshe Sharett, 2. Juni 1948; Central Zionist Archives Jerusalem

Struktur des Außenministeriums entwarf und dessen erster Generaldirektor wurde, hatte Immigrationsbehörden jeweils in Frankfurt und Hamburg vorgesehen – den Hauptsitzen des US-amerikanischen und britischen Militärs. Er erkannte aber, dass die meisten jüdischen Displaced Persons tatsächlich im Umfeld von München lebten.⁹ Obwohl Eytan dies nie explizit zur Sprache brachte, stellt sich unweigerlich die Frage, ob er, der selbst gebürtiger Münchner war, nicht auch die symbolische Bedeutung einer israelischen Vertretung in dieser Stadt im Sinn hatte. Schließlich war München als „Hauptstadt der Bewegung“ eine nationalsozialistische Bastion gewesen. Nun aber wurde es zum Zentrum israelischer Bemühungen, dem kleinen Rest der jüdischen Überlebenden in Europa beizustehen.¹⁰ Im Oktober 1948 genehmigte das Außenministerium die Gründung des israelischen Konsulats in München mit Billigung der westlichen Besatzungsmächte in Deutschland, um die Emigration der Juden aus den DP-Lagern zu regeln.¹¹

Der Sitz des Konsulats befand sich in der Nähe der Möhlstraße, die auch das Zentrum des Schwarzmarktes bildete. Die Adresse wurde so stark mit den jüdischen Displaced Persons in Verbindung gebracht, dass die dorthin führende Straßenbahnlinie „Palästina-Express“ genannt wurde. In der Nachbarschaft des Konsulats fand man andere jüdische Hilfsorganisationen, die die jüdischen Displaced Persons unterstützten, wie das Joint Distribution Committee (JDC), die Hebrew Immigrant Aid Society (HIAS) und die World ORT Union (Verband für Ausbildungshilfe).¹²

Von der Eröffnung des Konsulats bis Mitte des Jahres 1949 widmete es sich der Regelung der Emigration der überleben-

(CZA), A382/51, Chaim Yahil an Leni Yahil, 8. August 1948; ebd., Chaim Yahil an Leni Yahil, 8. August 1948.

⁹ Walter Eytan: *The First Ten Years. A Diplomatic History of Israel*. New York 1958, S. 210f. Über die Gründung des Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten, siehe Sagi Barmak: *The Establishment of the Israeli Foreign Office 1946–1953*. Unveröffentlichte Masterarbeit, Hebräische Universität von Jerusalem 2015.

¹⁰ Zur jüdischen Geschichte von München siehe Richard Bauer, Michael Brenner (Hg.): *Jüdisches München: vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. München 2006.

¹¹ ISA, MAA 2385/22, Memorandum, 10. Oktober 1948; ISA, MAA, 2383/11, Walter Eytan an James McDonald, 12. Oktober 1948.

¹² Lilly Maier (Hg.): *Die Möhlstraße – ein jüdisches Kapitel der Münchner Nachkriegsgeschichte*. Münchner Beiträge zur Jüdischen Geschichte und Kultur 12,1 (2018).

den Juden nach Israel und der Schließung der DP-Lager in Absprache mit dem US-amerikanischen Militär. Somit bestand für das Konsulat keinerlei Notwendigkeit, mit den Behörden vor Ort Kontakt aufzunehmen. Dennoch gab Yahil zu, dass er von Zeit zu Zeit zufällig auf den bayerischen Ministerpräsidenten oder lokale Bürgermeister traf und kurze Wortwechsel nicht vermeiden konnte.¹³ Im April 1949, als die Anzahl der Emigranten nach Israel die Rekordzahl von mehr als 9000 erreichte, kehrte Yahil zurück nach Israel. Er befand nun, dass seine Aufgabe, jüdischen Überlebenden bei der Einreise nach Israel behilflich zu sein, erfüllt war.¹⁴

Nach Yahils Weggang wurde der 1906 in Prag geborene Eliahu Livneh (Liebstein) zum neuen Konsul ernannt. Er hatte in Prag und Wien Jura studiert und war im Frühjahr 1939 nach Palästina immigriert. Nach dem Zweiten Weltkrieg schloss er sich der Delegation zur Unterstützung der Überlebenden an und wurde ein Vertreter der Jewish Agency in Berlin. Dort half er Bewohnern der umliegenden DP-Lager.

Nach Livnehs Ansicht war es ein Fehler, den Aufgabenbereich des Konsulats nur auf Immigrationsangelegenheiten zu beschränken. Er machte geltend, dass die Institution auch eine finanzielle Bedeutung bei der Rettung jüdischen Eigentums besäße.¹⁵ Dieser Führungswechsel konstituierte damit eine potentielle Neuausrichtung der Konsulatsaktivitäten.

Im Mai 1949, einen Monat nach der Amtsübernahme durch Livneh, veränderte ein weiteres bedeutendes Ereignis die Aktivitäten des Konsulats in München: Die Bundesrepublik Deutschland wurde gegründet. Von diesem Augenblick an wurde die Tatsache, dass in München ein Konsulat existierte, in Israel publik gemacht. Das Thema wurde regelmäßig ausgiebig im Außenministerium im Zusammenhang mit der Ausweitung der politischen Rechte des deutschen Staates diskutiert, die dieser von den westlichen Alliierten erhalten hatte.

¹³ CZA A382/6, Conversation Nr. 11, geführt mit Chaim Yahil vom Institute of Contemporary Judaism an der Hebräischen Universität Jerusalem am 23. Juli 1961.

¹⁴ Chaim Yahil: Pe'ulot ha-mischlachat ha-erez isra'elit le-sche'erit ha-pleta (Bet), 1945–1949 [Die Aktivitäten der Delegation aus Palästina für die Überlebenden des Holocaust (B), 1945–1949]. In: Yalkut Moreshet 31 (1981), S. 168 f.

¹⁵ ISA, MAA 2519/4, Eliahu Livneh an das Wirtschaftsreferat, 23. Oktober 1949; ebd., Eliahu Livneh an die Abteilung Westeuropa im israelischen Außenministerium (AWE), 20. November 1949; ISA, MAA 533/7, Eliahu Livneh an AWE, 14. November 1949.

Als im Frühjahr 1952 deutlich wurde, dass Deutschland nach Unterzeichnung des Generalvertrags ein souveräner Staat werden sollte, verstärkten sich die diesbezüglichen Bedenken des israelischen Außenministeriums.¹⁶ Am 20. April 1952 kündigte die israelische Regierung ihren Entschluss an, aufgrund der Absicht der westlichen Mächte, Deutschland die Souveränität zu gewähren, ihr Konsulat in München innerhalb von sechs Wochen zu schließen.¹⁷ Einige Tage später nahm der israelische Außenminister diesen Entschluss allerdings mit folgender Erklärung zurück:

Wir haben alle Gründe der Welt, ein Konsulat in diesem Gebiet aufrecht zu erhalten, auch zur Ausstellung von Immigrationszertifikaten, von Touristenvisa und zur Bewerkstelligung finanzieller Transaktionen. Deshalb ist es – in Anbetracht der aufrechterhaltenen Präsenz der Besatzungsmächte, unter deren Schutz das Konsulat steht [...] – unsere *mitzwa* [Pflicht], ein Konsulat aufrecht zu erhalten, wenn wir eine „Autorisierung“ zur Aufrechterhaltung des Konsulats haben.¹⁸

Die Entscheidung des Außenministers, den Beschluss zu revidieren, und seine Wahl der Wörter „Autorisierung“ in Anführungszeichen und *mitzwa* verdeutlichen, wie unverzichtbar das Konsulat für die Wahrung der israelischen Interessen in Deutschland blieb – solange es möglich war, seine Existenz legal zu rechtfertigen und die Tatsache zu verschleiern, dass seine Aktivitäten einer Unterwanderung der israelischen Boykottmaßnahmen gegenüber Deutschland gleichkamen.

Somit wurde das Konsulat zu einem wesentlichen Faktor in der Förderung der frühen Beziehungen zwischen beiden Ländern, wie im Weiteren gezeigt wird.

¹⁶ Obwohl der Generalvertrag am 26. Mai 1952 unterzeichnet wurde, trat er erst am 5. Mai 1955 in Kraft. An diesem Tag wurde Westdeutschland ein souveräner Staat. Siehe Michael Balfour: *West Germany. A Contemporary History*. London 1982, S. 183–185.

¹⁷ ISA, MAA 2519/4, Moshe Hirsch an AWE und an das Konsulat in München, 20. April 1952.

¹⁸ Ebd., Moshe Sharett an Walter Eytan, 29. April 1952 (Hervorhebungen durch die Autorin).

Von der Vermeidung zum Kontakt: Beziehungen zu deutschen Behörden

Die Gründung der Bundesrepublik führte zu keinen weiteren Beziehungen zwischen dem israelischen Konsulat und den deutschen Behörden – weder direkt noch indirekt, weder offiziell noch inoffiziell. Einladungen seitens des US-Verbindungsoffiziers, an Staatszeremonien wie der Eröffnung des Parlaments in Bonn oder dem Empfang für den Bundespräsidenten Theodor Heuss in München teilzunehmen, wurden abgelehnt.

Es scheint, dass der deutsche Verwaltungsapparat in den ersten Monaten nach der Staatsgründung nicht wusste, wie er auf die Existenz einer israelischen Vertretung auf seinem Territorium reagieren sollte. Als nun die bayerische Staatskanzlei alle auswärtigen Delegationen auf ihrem Territorium zur Ernennung eines Verbindungsoffiziers aufforderte, wurde dieses Schreiben dem israelischen Konsulat nicht übermittelt. Erst Livneh machte die US-Kommission darauf aufmerksam. Seine Reaktion verdeutlichte das Problem eines direkten Kontakts zwischen Israelis und Deutschen und die Notwendigkeit, die Autorität des Konsulats weiterhin durch die US-amerikanische Präsenz zu legitimieren.¹⁹

Während der Debatten, die im November 1949 im israelischen Außenministerium stattfanden, vertrat Livneh die Meinung, dass die Deutschen im Laufe der Zeit sicher versuchen würden, irgendeine Art von Beziehung mit dem Konsulat aufzubauen. Möglicherweise geht seine Einschätzung unter anderem auf die Versuche Philipp Auerbachs zurück, das Konsulat für gemeinsame Aktionen zu gewinnen.²⁰ Auerbach war damals als bayerischer Staatskommissar verantwortlich für die Opfer rassistischer, religiöser und politischer Verfolgung durch die Nationalsozialisten. Das Konsulat, so argumentierte Livneh, tue alles in seiner Macht stehende, um einen erzwun-

¹⁹ Ebd., Eliahu Livneh an W. Schott, 20. Juli 1949. Ebd., Bayerische Staatskanzlei an den israelischen Konsul, 21. Juli 1949; ebd. Eliahu Livneh an die Konsularabteilung, 24. Juli 1949.

²⁰ Auerbach war auch Vorsitzender des Landesverbands der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern, siehe Constantin Goshler: Der Fall Philipp Auerbach. Wiedergutmachung in Bayern. In: Ludolf Herbst, Constantin Goshler (Hg.): Wiedergutmachung in der Bundesrepublik Deutschland. München 1989, S. 77–98. Zu Beziehungen zwischen dem Konsulat und Auerbach siehe Chen, „Kontakt – aber keine offiziellen Beziehungen“ (wie Anm. 1), S. 80–84.

genen Kontakt zu den deutschen Behörden zu verhindern. Gäbe es aber keine andere Wahl, dann müsse die israelische Regierung entscheiden, ob die Konsulatsaktivitäten weiterhin aufrechterhalten oder beendet werden sollten. Darüber hinaus, so betonte Livneh seinen Vorgesetzten gegenüber, würde, wenn deutsche Behörden weiter ignoriert werden sollten, nur die Präsenz eines Konsulats in München einen Fortschritt mit Blick auf die Reparations- und Wiedergutmachungszahlungen erlauben, da sich Wirtschafts- und Handelsangelegenheiten in den Händen der Alliierten befänden.²¹

Indem er ein wirtschaftlich pragmatisches Argument für die Existenz des Konsulats anführte, verband Livneh dieses zum ersten Mal mit der Frage der materiellen Entschädigung. Da Israels politische Strategie gegenüber Deutschland eng mit den Reparationszahlungen verbunden war, stellte dies einen ersten Schritt in Richtung einer Teilnahme am politischen Austausch dar.

Livneh vertrat nach außen hin durchgängig die offizielle politische Linie Israels gegenüber Deutschland. Aufgrund seiner Position als Mitglied des israelischen Auswärtigen Dienstes ist seine persönliche Meinung zu dieser Politik besonders aufschlussreich. Er glaubte, die Kontaktvermeidung gegenüber Deutschen sei den wirtschaftlichen Interessen Israels nicht förderlich. Weiterhin führte er aus:

[...] wenn wir in Zukunft zur Wahrung unserer Interessen ein wenig von unseren grundsätzlichen Prinzipien abweichen müssten, geschähe das viel leichter durch tatsächliche Kontakte mit jenen deutschen Institutionen, die die Reparationszahlungen abwickeln. Dies wäre viel einfacher, als zuzulassen, dass wir von den Deutschen zu einer prinzipiellen Entscheidung gezwungen würden.

In einem solchen Fall, in dem wir einer Beziehung aufgrund unserer eigenen Interessen zustimmen müssten, könnten wir nicht verhindern, eine politische Erklärung unsererseits abgeben und unsere prinzipielle Strategie ändern zu müssen. Deshalb, so scheint es mir, besteht unsere politische Rolle in dieser Angelegenheit weder darin, eine unumkehrbare Entwicklung zu erlauben, noch israelischen Institutionen zu gestatten, Verhandlungen

²¹ ISA, MAA 2519/4, Eliahu Livneh an AWE, 29. November 1949; ISA, MAA 531/13, Eliahu Livneh an das Wirtschaftsreferat, 23. Oktober 1949.

durchzuführen, die einen politischen Präzedenzfall schaffen könnten.²²

Somit glaubte Livneh, die Umsetzung der wirtschaftlichen Interessen des Staates Israel erfordere den Kontakt mit deutschen Funktionären. Außerdem war er der Meinung, dass ein leichtes Abweichen von den Boykottmaßnahmen ein präventiver Schritt sei, der die Deutschen daran hindern könnte, von Israel eine prinzipielle Entscheidung in Sachen direkter Kontaktaufnahme zu erzwingen, um wirtschaftliche Interessen zu fördern. Dadurch, so die Einschätzung Livnehs, könne Israel verhindern, öffentlich eine Änderung seiner Position gegenüber Deutschland erklären zu müssen. Das Konsulat könne also als diplomatisches Werkzeug dazu dienen, einen politischen Präzedenzfall zu verhindern. Zu jener Zeit schien das Außenministerium die politische Rolle, die das Konsulat von sich aus ergriff, aber nicht zu unterstützen. Deshalb wurde es angewiesen, sich nicht in politische Angelegenheiten einzumischen.²³

Die raschen internationalen Veränderungen der politischen Position Deutschlands bis Mitte der 1950er Jahre veranlassten den Konsul jedoch, seine Ansichten zu Deutschland, die bislang nur seine persönliche Meinung widerspiegelt hatten, als Richtlinie zu formulieren. Diese, so argumentierte er, solle die Anerkennung beinhalten, dass es einen Teil der deutschen Bevölkerung gebe, der während des Dritten Reiches gegen die nationalsozialistische Herrschaft gekämpft habe; dass nun Deutsche lebten, die eine materielle Entschädigung für Israel befürworteten. Als Resultat formulierte Livneh ein Prinzip, das er als „Kontakt – aber keine offiziellen Beziehungen“ bezeichnete:

[...] eine gewisse Liberalisierung unserer Haltung den deutschen Verwaltungsinstitutionen gegenüber, insoweit dies unsere Interessen erfordern, aber ohne einen politischen Präzedenzfall oder allgemeine persönliche Beziehungen zu schaffen: ‚Kontakt – aber keine offiziellen Beziehungen‘. Mit anderen Worten, eine pragmatische Einstellung ohne Verbindlichkeit [...].²⁴

²² Ebd.

²³ Ebd., Eliahu Livneh an Gershon Avner, 16. Dezember 1949.

²⁴ ISA, MAA 532/10, Eliahu Livneh an AWE, 22. November 1950.

Livneh nahm an, dass die Deutschen an einem solchen *modus vivendi* interessiert seien und das Konsulat *de facto* anerkennen würden. Denn für sie sollte es die Tür einen Spalt in Richtung Versöhnung mit Israel öffnen. Livneh dachte, das Konsulat könnte den notwendigen, begrenzten professionellen Kontakt mit den deutschen Behörden aufrecht erhalten, während sich der soziale Kontakt auf den Austausch von Höflichkeiten beschränkte.²⁵ Aus den Konsulatsdokumenten im israelischen Staatsarchiv geht nicht hervor, ob das Außenministerium dieses Prinzip offiziell annahm oder explizit verweigerte. Anders ausgedrückt, unterstützte das Ministerium gegen Ende des Jahres 1950 eher widerwillig den Kontakt des Konsulats mit den deutschen Funktionären innerhalb der Grenzen dieses Prinzips. Entsprechend können wir zu dieser Zeit Veränderungen in den Aktivitäten des Konsulats feststellen: Von einem passiven Instrument zur Aufrechterhaltung der Boykottmaßnahmen wandelte es sich zu einer aktiven Institution, die begrenzten Kontakt suchte.

Kontakt zum deutschen Establishment

Zu einem persönlichen Kontakt von Angesicht zu Angesicht zwischen Konsulatsmitarbeitern und deutschen Funktionären kam es erstmals Ende 1950 und Anfang 1951. Allerdings wurde zur Wahrung des informellen Charakters auf schriftliche Korrespondenz verzichtet. In der Tat erkannte die Dienststelle für Auswärtige Angelegenheiten im Bundeskanzleramt, die im März 1953 zum Deutschen Außenministerium wurde, bereits die Existenz einer israelischen Vertretung in München an. Dies tat sie ungeachtet der wiederholten Distanzierung der israelischen Regierung zu diplomatischen Beziehungen mit Deutschland.²⁶

Gemäß dem Prinzip „Kontakt – aber keine offiziellen Beziehungen“ wurde die israelische Interaktion mit Deutschen in Richtung jener Personen gelenkt, die man als Schlüsselfiguren in der Frage materieller Entschädigungen ansah. Ein Beispiel dafür war Ernst Ostermann, der Sekretär von Bundeskanzler Adenauer. Im November 1950 erschien der Verwaltungsleiter des Konsulats, Issachar Ben-Yaacov, im Kanzleramt in Bonn

²⁵ Ebd., Eliahu Livneh an AWE, 21. November 1950.

²⁶ Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, B11 Bd. 249, Aufzeichnung des Legationsrats a. D. Steg, 8. Januar 1951.

und traf sich dort mit Ostermann. Dies geschah aufgrund eines Schreibens von Ostermann im Sommer desselben Jahres zur Bereitschaft der deutschen Regierung, die Frage der Entschädigung ins Auge zu fassen. Als die Deutschen jedoch weitere Schritte hinauszögerten, wollte das israelische Außenministerium Ostermann an seine Worte erinnern.

Dennoch schien sich die israelische Seite Gedanken darüber gemacht zu haben, dass das Entsenden des Konsuls nach Bonn für die Angelegenheit nicht hilfreich sein könnte; immerhin existierte das Konsulat mit Billigung der westlichen Mächte und nicht der Bundesrepublik Deutschland. Man befürchtete, der offizielle Status des Konsuls könne sich negativ auf die eigenen Ziele auswirken. Deshalb wurde der Mitarbeiter des Konsuls Ben-Yaacov gesandt, um die Mission auszuführen. Vor seiner Abfahrt nach Bonn wurde er vom Konsul instruiert, den Brief abzugeben und direkten Kontakt zu meiden. Trotz Ben-Yaacovs Absicht, sich an diese Direktive zu halten, begann Ostermann ein Gespräch, und Ben-Yaacov war gezwungen, sein Schweigen zu brechen. Die Unterhaltung, so berichtete er, bestand zum Großteil aus einem Monolog Ostermanns und Ben-Yaacov machte klar, dass er keinerlei Befugnis hatte, die Angelegenheit zu besprechen.²⁷

Interessanterweise gibt er in seinem Bericht keinen Hinweis auf die Sprache der Unterhaltung. War es das Deutsche, das von den Israelis ebenfalls boykottiert wurde, oder eine neutrale Sprache? Man kann annehmen, dass es für Ben-Yaacov, der in Hamburg geboren und aufgewachsen war, nur natürlich sein konnte, in seiner Muttersprache zu sprechen. Ein weiterer Hinweis auf Ben-Yaacovs Bezug zur deutschen Kultur kam in dem Treffen zum Ausdruck, als ihn Ostermann nach seinen weiteren Plänen in Bonn fragte: Ben-Yaacov antwortete, er wolle das Beethoven-Haus besuchen, ein lang gehegter Wunsch seinerseits.²⁸ Als Kind hatte er im Chor der Hamburger Bornplatzsynagoge gesungen und Geige gespielt. Die Musik Beethovens war zu einem wesentlichen Bestandteil seines Lebens geworden.²⁹

²⁷ ISA, MAA 534/6, Yissakhar Ben-Yaacov an Shmuel Tolkowsky, 5. November 1950; Yissakhar Ben-Yaacov: Jeckes im Dienst des Israelischen Außenministeriums. In: Moshe Zimmermann, Yotam Hotam (Hg.): *Zweimal Heimat. Die Jeckes zwischen Mitteleuropa und Nahost*. Frankfurt a.M. 2005, S.314f.

²⁸ Ebd.

²⁹ Ben-Yaacov: *A Lasting Reward* (wie Anm. 2), S.9f.

Die vorsichtige informelle Annäherung an Deutschland war von der Erkenntnis getragen, dass einige Deutsche eine unbescholtene Vergangenheit hatten. Dies führte zur Kontaktaufnahme mit der SPD, die gegen den Nationalsozialismus Widerstand geleistet hatte. Allerdings mied der Konsul den Kontakt zur Oppositionspartei bald wieder aus Angst, er könne andernfalls den Kanzler verärgern.³⁰ Dennoch gab es einen indirekten Weg, die Partei zu beeinflussen: Livnehs Kontakt zu dem jüdischen SPD-Parteimitglied Jakob Altmaier. Dank dieser Verbindung wurde das Konsulat in München zum Vermittler zwischen Tel Aviv und Bonn: Am 14. März 1951 ging Bundeskanzler Adenauer auf Altmaier zu und bat ihn, den Konsul in seinem Namen zu informieren: „Teilen Sie den Herren mit, dass ich mich außerordentlich freuen würde, wenn ich nach Ostern einmal mit einer kompetenten Persönlichkeit des Staates Israel sprechen könnte. Ich würde mich außerordentlich darüber freuen.“³¹

Einige Wochen später wurde die Antwort des Konsulats mit Hilfe Altmaiers an den Kanzler überbracht: Sie beinhaltete die Bereitschaft Israels, ein direktes Treffen mit ihm und einem israelischen Vertreter abzuhalten. Dieses fand tatsächlich im April 1951 statt. Von diesem Zeitpunkt an war Livneh bis zum Beginn der direkten Verhandlungen im März 1952 in die Koordination der bilateralen Kontakte involviert, unter anderem zum Beispiel in die Erklärung Adenauers im Bundestag im September 1951 über die deutsche Bereitschaft, über Entschädigungen zu verhandeln.³²

Nach Unterzeichnung des Luxemburger Abkommens im September 1952 scheint das Konsulat in formellen Kontakt mit Bonner Funktionären getreten zu sein. Die Tatsache, dass keine offizielle Anerkennung seitens der Bundesrepublik Deutschland eingeholt worden war, erwies sich nun nicht mehr als nachteilig. Im Gegenteil, sie spiegelte die Gleichzeitigkeit von Boykott und Kontakt wider, die zu dieser Zeit ihren Höhepunkt erreicht hatte.

³⁰ Shlomo Shafir: *Jad muschetet: ha-sozial demokratim ha-germanim we-jahasam le-jehudim we-le-israel 1945–1967* [Eine Ausgestreckte Hand. Deutsche Sozialdemokraten, Juden und Israel 1945–1967]. Tel Aviv 1986, S. 75.

³¹ Jacob Altmaier an Eliahu Livneh, 8. April 1951. In: Yeshayahu A. Jelinek: *Zwischen Moral und Realpolitik* (wie Anm. 2), S. 154. Mehr zu Altmaier und seinem Beitrag zur Unterzeichnung des Wiedergutmachungsabkommens, siehe Diner: *Ritueller Distanz* (wie Anm. 3), S. 26–33.

³² Chen: „Kontakt – aber keine offiziellen Beziehungen“ (wie Anm. 1), S. 119–129.

Ein denkwürdiges politisches Ereignis war das geheime Treffen des Konsuls in Bonn mit dem deutschen Bundespräsidenten Heuss. Er beteiligte sich aktiv an den Bemühungen, Juden und Deutsche miteinander zu versöhnen. Schon früh, bereits im Winter 1950, war er an einem Kontakt mit dem Konsul interessiert gewesen.³³ Die Ablehnung Israels kränkte Heuss. Deshalb gab der Direktor der Abteilung für Westeuropa im Außenministerium Ende 1951 Livneh folgenden Auftrag:

Geben Sie dem Mann zu verstehen, dass wir seine Taten würdigen und wertschätzen. Wir hegen keine böse Absicht gegen ihn – im Gegenteil. Wir müssen ihn in seiner Unterstützung für uns bestärken, weil er dies verdient hat. Er kann uns helfen, wenn die Zeit gekommen ist.³⁴

Im Herbst 1952 war die Zeit gekommen, den deutschen Bundespräsidenten zu ermutigen. Zwar war das Luxemburger Abkommen im September unterzeichnet, aber vom Bundestag noch nicht ratifiziert worden. Seitens der deutschen Industrie und der arabischen Staaten stieß es auf heftigen Widerstand.³⁵ Am 10. November 1952 trafen sich Heuss und Livneh ungefähr eine Stunde lang in Bonn zu einem vertraulichen privaten Gespräch. Dabei ging es um politische Angelegenheiten, um das Ringen um die Ratifizierung des Abkommens und um die komplizierten Beziehungen zwischen beiden Ländern. In Absprache mit dem Bundespräsidialamt trug der israelische Konsul keinen schwarzen Anzug, um die Informalität des Treffens zu unterstreichen. Während des Gesprächs beharrte der Konsul auf seiner Position, auch wenn diese einige Kritik gegenüber Deutschland enthielt. So erklärte der Präsident zum Beispiel, die arabische Propaganda gegen die Ratifizierung des Abkommens beeinflusse die Regierungsposition nicht. Livneh antwortete darauf, dass trotz der Opposition der arabischen Staaten Teile der Bevölkerung Frieden mit Israel wünschten, aber nicht wagten, dies öffentlich zu bekunden. An dieser Stel-

³³ Brief von Norbert Wollheim an Shalom Adler-Rudel vom 23. März 1950. In: Jelinek: Zwischen Moral und Realpolitik (siehe Anm. 29), S. 145 f.; ISA, MAA 2413/2, Eliahu Livneh an den Generaldirektor, 4. November 1952.

³⁴ ISA, MAA 532/9, Gershon Avner an Eliahu Livneh, 19. Dezember 1951.

³⁵ Jacob Tovy: Ha-churban we-ha-cheschbon: Medinat isra'el we-ha-schilumim mi-germania, 1949–1953. [Die Zerstörung und die Abrechnung. Der Staat Israel und die Reparationszahlungen von Deutschland]. Ramat Gan 2015, S. 386–432.

le, so berichtet Livneh, unterbrach ihn Heuss mit folgenden Worten: „Darüber können Sie sich nicht beklagen. Es ist wohl bekannt, dass in Ihrem Land eine ähnliche Einstellung gegenüber unserem Land herrscht.“³⁶

Darauf antwortete Livneh: „Trotz all dieser [...] Schwierigkeiten wagte die israelische Regierung einen in der Öffentlichkeit unpopulären Schritt. Und darin liegt der Unterschied.“³⁷

Selbst als die beiden die Einwände der arabischen Staaten diskutierten, denen zufolge das Abkommen die Neutralität verletze und der israelischen Seite helfe, gab Livneh deutlich zu verstehen, dass das Abkommen nicht mit dem militärischen und logistischen Beitrag zu vergleichen sei, den Deutschland den arabischen Armeen zukommen ließ. Am Ende der Unterhaltung betonte Heuss dem israelischen Konsul gegenüber, dieser könne ihn kontaktieren, wann immer er Hilfe brauche. Daraufhin trennten sich beide in gutem Einvernehmen.³⁸

Bis zur Ratifizierung des Abkommens im März 1953 diente das Konsulat weiterhin als Kommunikationskanal und verwischte so die Linie zwischen offiziellen und informellen Kontakten. Der Konsul, der durch die Autorität der westlichen Besatzungsmächte legitimiert worden war, vertrat den Staat Israel im Bundestag in Bonn. Dies ermöglichte es, die Ankunft der Vertreter der „Israel-Mission“ in Bonn, der offiziellen und exklusiven Vertretung der Regierung Israels in Deutschland zur Durchführung der Reparationen, zu verzögern, solange nicht klar war, ob Deutschland das Abkommen ratifizieren werde. Doch auch während der Konsul freien Zutritt zu den Regierungsbeamten in Bonn hatte, stellte er sicher, dass sein Handeln keine politischen Präzedenzfälle in den israelisch-deutschen Beziehungen schuf. So mied er beispielsweise Treffen mit ranghohen Persönlichkeiten wie dem Vize-Außenminister Walter Hallstein.³⁹

³⁶ ISA, MAA 2413/2, Ben-Yaacov an den Generaldirektor, 27. November 1952.

³⁷ Ebd., Hervorhebung im Original.

³⁸ Ebd.

³⁹ ISA, MAA 534/5, Ben-Yaacov an den Generaldirektor und Felix Shinnar, 27. November 1952; ISA, MAA 532/7 Eliahu Livneh den Generaldirektor und Felix Shinnar, 12. November 1952.

Nachwort

Der Beschluss des Außenministers im April 1952, dass es eine *mitzwa* war, die Schließung des Konsulats zu vermeiden, solange es eine „Autorisierung“ für seine kontinuierliche Präsenz in Deutschland gab, ist bezeichnend für die Ambivalenz, welche die ersten Kontakte zwischen Israel und Deutschland prägte. Bei der Etablierung und Intensivierung dieser frühen Beziehungen zwischen Israel und Deutschland spielte das Konsulat eine wichtige Rolle. Diese Bedeutung fußte auf den richtungsweisenden Schritten, die das Konsulat unternahm und die prägend für seine weitere Strategie waren. Somit hinterließ es nachhaltige Spuren.

Die Ursprünge dieser Initiative lagen im Denken und Handeln des Konsuls Livneh, der dem Konsulat enorme Bedeutung bei der Förderung israelischer Interessen mit Blick auf die materielle Entschädigung beimaß. Bis zur Unterzeichnung des Wiedergutmachungsabkommens geschah dies im Rahmen der ambivalenten israelischen Positionierung zwischen Boykott und Kontakt. Der Konsul brachte dieses Prinzip auf den Punkt und nannte es „Kontakt – aber keine offiziellen Beziehungen“. Es diente zur begrenzten Kontaktaufnahme mit deutschen Funktionären, ohne dabei einen politischen Präzedenzfall zu schaffen. Zur Umsetzung dieses Prinzips berief man sich auf den informellen Status des Konsuls, auf die Vermeidung offizieller Korrespondenz und auf die Vermittlung durch nieder-rangige Mitarbeiter. Nach der Unterzeichnung des Abkommens und damit der Erfüllung seiner praktischen Mission wurde die Tragweite der Initiative des Konsulats mit Blick auf Deutschland deutlicher. Schritt für Schritt wurde klar, dass die Kontakte des Konsulats keinen politischen Präzedenzfall auslösten. Vielmehr legten sie den Grundstein für erste Kontakte zwischen beiden Ländern: Das Konsulat war ein informelles Sprachrohr zur Kontaktaufnahme zwischen Israel und Deutschland. Obwohl es die offizielle Anerkennung für seine Tätigkeit in Deutschland von den westlichen Mächten erhielt, schuf seine Präsenz in Deutschland eine Situation, die eine vollkommenen Trennung zwischen beiden Ländern verhinderte.

Aus diesem Grund entfachte die Frage der Einstellung der Konsulatsaktivitäten eine Debatte über die politischen Auswirkungen dieses Schrittes. Israelische Diplomaten waren besorgt, dass die Entscheidung, das Konsulat nach Abzug der

westlichen Mächte und infolge der Souveränität der Bundesrepublik Deutschland zu schließen, der begonnenen Annäherung und der beidseitigen Zusammenarbeit schaden werde; selbst wenn auf diese Weise die offizielle Linie, keinen Kontakt zwischen beiden Ländern einzugehen, fortgesetzt würde. Da das israelische Außenministerium Anfang der 1950er Jahre an zukünftigen diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und Israel interessiert war, wurde entschieden, mit der Schließung des Konsulats nicht bis zum Abzug der Alliierten zu warten, sondern vielmehr mit der „Israel-Mission“ eine konsulare Sektion in Köln einzurichten, um das Wiedergutmachungsabkommen zu implementieren.

Dies, so hoffte das Außenministerium, würde „einen leichten Einstieg in die dauerhaften Beziehungen zwischen uns und Deutschland ermöglichen. Dies würde intern zur gegebenen Zeit anerkannte Beziehungen erleichtern“.⁴⁰ Anders ausgedrückt, stellte dies einen Fortschritt vom Prinzip „Kontakt – aber keine offiziellen Beziehungen“ hin zur neuen Richtlinie einer „dauerhaften, anerkannten Beziehung“ dar – einen Zwischenschritt auf dem Weg zur Etablierung diplomatischer Beziehungen.

Aus dem Englischen übertragen von Elisabeth Frey

BILDNACHWEIS
Abb. 1 USHMM, © Alex Hochhauser
Abb. 2 USHMM, © Saul Sorrin

⁴⁰ ISA, MAA 2519/4, Memorandum, 11. Juli 1952.

Hannes Pichler

Ein Interview mit Godel Rosenberg über Franz Josef Strauß, Bayern und Israel

Das Gespräch hatte bereits begonnen, da bat Godel Rosenberg um eine kurze Unterbrechung. Rechts hinter sich positionierte er jetzt ein Emaille-Schild des Freistaats Bayern mit den Unterschriften von bayerischen Politikern, darunter die des ehemaligen Ministerpräsidenten Edmund Stoiber. Daneben stellte er einen bayerischen Mini-Grenzpfeiler. Godel Rosenberg ist heute Israeli und lebt in Herzliya. Früher war er Pressesprecher der CSU in Bayern und enger Mitarbeiter von Franz Josef Strauß. Bayern und die bayerische Politik, so scheint es, sind ihm auch heute noch wichtig. Zurück am Platz schmunzelt er in die Kamera: „Bayern bleibt auch als Israeli Teil meiner DNA.“

Im Januar dieses Jahres hat mich Godel Rosenberg angeschrieben, es müsse mit mir über Strauß und dessen Waffen-

lieferungen nach Israel telefonieren. Ich habe dazu vor knapp fünf Jahren eine Masterarbeit am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur der LMU vorgelegt und erstmals die Details dieser geheimen Rüstungskooperation aufgedeckt. Er habe jetzt genau den israelischen Piloten getroffen, der die Waffen aus Deutschland in Empfang nahm und mit den damals gelieferten Hubschraubern im Sech-

Tage-Krieg die Golan-Höhen eroberte. Darüber und über die bayerisch-israelischen Beziehungen sprach ich im November 2020 mit Godel Rosenberg für diese Ausgabe der *Münchener Beiträge für Jüdische Geschichte und Kultur*.

Hannes Pichler: Herr Rosenberg, Sie haben Anfang des Jahres jemanden kennengelernt, der in den 1960er Jahren die Waffen aus Deutschland in Israel in Empfang nahm. Wie kam das zustande und wer ist dieser Mann?

Godel Rosenberg: Ein befreundeter Rechtsanwalt berichtete mir von einem Bekannten, der ihm seine persönliche Geschichte erzählt hatte. Er heißt Eliezer Cohen. Wir riefen

1 Godel Rosenberg, ehemaliger Pressesprecher der CSU und Mitarbeiter von Franz Josef Strauß



den Herren umgehend an und wenige Stunden später traf ich ihn. „Cheeta“, wie er seit seiner Armeezeit genannt wird, ist heute 85 Jahre alt und noch immer rüstig. Er war früher Pilot in der israelischen Luftwaffe. Und er erzählte mir, wie er im Herbst 1962 von seinem Vorgesetzten angerufen wurde: „Steig in deinen Helikopter und fliege nach Haifa. Dort liegt ein Schiff und es wird dich ein Offizier der israelischen Marine erwarten.“ Als er ankam und den Inhalt des Schiffes sah, traute er zunächst seinen Augen nicht. In dem Frachtraum lagen 24 Sikorsky S-58 Hubschrauber zerlegt in Einzelteile. Dazu noch eine ganze Reihe anderer Waffen, Radare, Flugabwehr-Geräte und Munition ohne Ende.

Es war natürlich unglaublich. 1962 bestand die israelische Luftwaffe aus insgesamt acht Hubschraubern des Typs Alouette. Jetzt kam über Nacht eine ganze Ladung neuer Helikopter, die zu den fortschrittlichsten der damaligen Zeit zählten. Noch am selben Abend wurden diese Hubschrauber ausgeladen und innerhalb von drei Nächten zusammengesetzt. Dabei wurden Techniker aus ganz Israel angefordert, damit die Hubschrauber schnell einsatzbereit wurden.

Pichler: Es ist schon erstaunlich, dass alles geheim blieb, obwohl so viele Menschen involviert waren.

Rosenberg: Ja, es ist wahrscheinlich nicht ganz geheim geblieben. Innerhalb der Armee wusste man schon Bescheid. Aber es ist nicht an die Öffentlichkeit gelangt. In Israel herrscht bis zum heutigen Tag ein anderer Umgang mit dem Wissen über Militär und die Sicherheit des Landes, gerade auch im Vergleich zu Deutschland. Man hat sehr schnell erkannt, dass dies für Israel eine enorm wichtige Lieferung war – und hat darüber Stillschweigen vereinbart, damit der militärische Gegner nichts davon erfährt.

Spannend ist, wie die Helikopter überhaupt nach Haifa gelangt sind. Es war eigentlich ein amerikanisches und kein deutsches Schiff, das die Geräte an Bord hatte. Die Papiere der Lieferung stammten aus Connecticut/USA, wo die Hubschrauber produziert worden sind. Bestimmt waren sie für den Hafen in Hamburg. Allerdings wurde das Schiff mitten auf hoher See in den Hafen von Haifa umgeleitet. Für Cohen war klar – und das hat er später auch recherchiert: Den Befehl gab Franz Josef Strauß.

Pichler: Genau, und das FBI hat die abgetauchten Fluggeräte Jahre später in Israel ausfindig gemacht. Warum glauben Sie,

hat Franz Josef Strauß das damals gemacht? Sie haben ja viel Zeit mit ihm verbracht und sein Denken kennengelernt.

Rosenberg: Das interessante ist, dass es ja nicht die erste Waffenlieferung war, die vom damaligen Bundesverteidigungsminister nach Israel gesendet worden ist. Er hat mehrfach Israel in heiklen Situationen unterstützt, weil er die Lage vor Ort genau analysiert hat. Grund hierfür war, erstens, die deutsche Vergangenheit und damit verbunden eine historische Verantwortung für Israel. Strauß hat das zweifelsohne so gesehen. Zudem lag das, zweitens, auch an der Tatsache, dass Strauß immer in die Zukunft geblickt hat und sie mitgestalten wollte. Er hat erkannt, dass Israel als einziger demokratischer Rechtsstaat im Nahen Osten ein Verbündeter für Europa und die westliche Welt war. Diesem Partner musste geholfen werden. Das war seiner Ansicht nach nicht nur im Interesse Israels, sondern auch im Interesse der gesamten freien westlichen Welt.

Pichler: Haben Sie Franz Josef Strauß später auf die ganze Aktion angesprochen?

Rosenberg: Nein, ich wusste schon in den 1980er Jahren, dass Strauß Waffen nach Israel geliefert hat. Aber niemand kannte die Details. Er behielt das für sich. Dafür gibt es auch eine gute Begründung: Wenn die Details in den 1980er Jahren, beispielsweise während seiner Kanzlerkandidatur 1980, bekannt geworden wären, hätte das sein politisches Todesurteil bedeutet.

Pichler: Das ist tatsächlich spannend! Heute ist es Konsens, dass Deutschland Israel militärisch unterstützt. Bundeskanzlerin Angela Merkel sprach 2008 bekanntlich von der „Staatsräson“, dass Deutschland für die Sicherheit Israels eintrete. Strauß hat dieses Credo praktisch als erster deutscher Politiker fast 50 Jahre zuvor schon in die Tat umgesetzt – und doch wäre es damals das politische Ende für ihn gewesen.

Rosenberg: Ja, das liegt aber nicht zuletzt auch an den Rahmenbedingungen: Er hat die Waffenlieferung als geheime Aktion alleine durchgezogen und alles am Bundestag vorbei geleitet. Es hätte schlichtweg keine parlamentarische Mehrheit gegeben – oder andere Konsequenzen gehabt, Stichwort: Hallstein-Doktrin. Das kann man sich heute nicht mehr vorstellen. Wir wissen zwar, dass Bundeskanzler Konrad Adenauer eingeweiht war, aber die Verantwortung hat er von sich gewiesen. Ich habe in den vergangenen Jahrzehnten immer

wieder mit hochrangigen CSU-Politikern darüber gesprochen, aber wirklich niemand kannte Details. Alle wussten, dass da etwas gewesen ist, aber niemand ahnte etwas von den riesigen Waffenlieferungen über Jahre hinweg im Wert von mehreren hundert Millionen D-Mark, wie es auch in Ihrer Forschungsarbeit dokumentiert ist. Strauß war ein sehr penibler Arbeiter, der sich um alle Details gekümmert hat.

Pichler: ... und bei Waffen alleine ist es ja auch nicht geblieben!

Rosenberg: Genau, er hat in seiner Zeit als Bundesverteidigungsminister dafür gesorgt, dass israelische Soldaten in deutschen Kasernen an den Waffen ausgebildet wurden. Nach meinem Gespräch mit Eliezer Cohen habe ich eine Reihe inzwischen hochbetagter, israelischer Offiziere kennengelernt, die in Rensburg oder in der Münsterland-Kaserne eine geheime, drei- bis sechsmonatige Ausbildung erhalten haben. Die Soldaten waren dort quasi eingesperrt und niemand durfte darüber reden. Denn die Tatsache, dass israelische Soldaten in Bundeswehrrkasernen im Jahre 1962 ausgebildet werden, also 17 Jahre nach dem Ende der Nazi-Diktatur, hätte, vorsichtig formuliert, einen Sturm der Entrüstung entfacht.

Pichler: Haben die Soldaten Ihnen erzählt, wie es sich angefühlt hat, kurz nach dem Holocaust auf deutschem Boden Militärübungen zu machen?

Rosenberg: Unter den jungen Soldaten, die zur Ausbildung in Deutschland waren, haben mir viele berichtet, dass es eine große psychologische Belastung für sie war. In einem Fall erzählte mir ein Soldat, dass seine Familie ihn nicht reisen lassen wollte. Aufgrund dieser Erfahrungen haben die Vorgesetzten der Soldaten intern die Anweisung gegeben, niemanden zu sagen, wohin es geht. Andere sollten erzählen, dass Italien oder Frankreich Ziel der Reise seien. Die Auseinandersetzung mit den Familienangehörigen wollte man vermeiden, indem man Deutschland nicht erwähnt. Viele Familien hatten Opfer während der Nazi-Zeit zu beklagen und für diese war es eine unerträgliche Belastung, dass ihr Sohn nach Deutschland für eine militärische Ausbildung geht.

Pichler: Hat sich die Wahrnehmung der Soldaten während des Aufenthaltes verändert?

Rosenberg: Ja, denn der Kontakt mit den deutschen Soldaten und deutschen Ausbildern war äußerst positiv. Und es wa-

ren auch Offiziere dabei, die schon im Zweiten Weltkrieg kämpften. Kein Israeli hatte negative Erlebnisse, sondern eher genau das Gegenteil. Natürlich war das Verhältnis am Anfang schwierig, jedoch wurde es über die drei- bzw. sechsmonatige Ausbildungszeit sehr gut. So gut, dass die meisten noch nach dem Aufenthalt in Deutschland brieflichen Kontakt pflegten. Nach Aufnahme der offiziellen diplomatischen Beziehungen 1965 gab es dann offizielle Besuche, bei denen man sich wieder getroffen hat und sich gerne an die angenehmen Ausbildungszeiten in den Kasernen erinnerte.

Pichler: Apropos Besuche: Strauß besuchte Israel erstmals im Frühjahr 1963 zehn Tage lang zusammen mit seiner Ehefrau. Das scheint viel mehr als nur ein kurzer Höflichkeitsbesuch gewesen zu sein. Die Presse war zwar voll mit „Anti-Strauß“-Beiträgen, Demonstranten hielten ihm „Strauß raus!“-Schilder entgegen. Die Regierung empfing ihn aber hochrangig am Flughafen. Wie hat sich das Bild von Franz Josef Strauß in Israel gewandelt? Sie haben ihn ja auch 1980 im Wahlkampf nach Israel begleitet.

Rosenberg: In den 60er Jahren war der Name zweitrangig. Alleine die Tatsache, dass ein deutscher Minister mit allen Ehren und in Freundschaft empfangen worden ist, war für hunderttausende Israelis, die durch Nazi-Deutschland viele Angehörige verloren hatten, ein Akt der Aggression. Medial zugespielt wurde natürlich der Umstand, dass Franz Josef Strauß ehemaliger deutscher Verteidigungsminister war und aus israelischer Sicht dem konservativ-rechten Lager angehörte. Da war die Brücke zur Nazizeit für die Medien schnell geschlagen. Die Empörung in der Öffentlichkeit war dadurch umso größer.

Nun der Sprung in die Gegenwart, September 2020: Ich haben in der *Welt am Sonntag* einen Artikel publiziert, der die Waffenlieferungen durch Strauß zum Thema hatte. Kurz darauf wurde ich zu einem einstündigen Live-Interview von einem israelischen Radiosender eingeladen. Es war nichts abgesprochen. Bei der Einleitung stellte mich der Journalist vor und sagte in seinem Eingangsstatement: „Wir müssen uns heute bei Franz Josef Strauß entschuldigen. Wir haben ihn unter den damaligen Aspekten zu Unrecht beschuldigt. Heute wissen wir, dass er sehr viel für unser Land getan hat.“ Ich war die ersten Momente sprachlos: Ein älterer israelischer, renommierter Journalist

entschuldigt sich so viele Jahre später bei einem deutschen Politiker für die damalige Berichterstattung, die Beschuldigungen und Beleidigungen? Ich konnte es kaum glauben.

Pichler: Das ist in der Tat interessant. Strauß wurde später ja auch für andere Sachen in Israel kritisiert, z. B. für die deutschen Panzerlieferungen nach Saudi-Arabien in den 1980er Jahren und für seine Kritik an der israelischen Siedlungspolitik. Konnte er sich das leisten, weil er für Israels Sicherheit selbst tätig geworden war?

Rosenberg: So ist es. Die Waffenlieferungen an Saudi-Arabien waren bei einem Besuch ein hochaktuelles Thema. Aber er hat sich mit dem damaligen israelischen Verteidigungsminister Ezer Weizmann vertraulich abgesprochen. Ich selbst war bei einem Gespräch dabei. Israel hat den Waffenlieferungen von Helmut Schmidt offiziell nicht zugestimmt, sie jedoch inoffiziell abgenickt. Strauß hat sich da sehr vorsichtig verhalten und die deutsche Position gegenüber Rabin und Peres bei seinem Besuch erklärt.

Pichler: Peres ist ein gutes Stichwort: Sie haben in Ihrem Buch *Strauß und sein Jude* (erschienen 2015) geschrieben, dass Strauß und Peres zwei Menschen sind, die unterschiedlicher nicht hätten sein können. Können Sie das näher erläutern? Wie waren dieses Aufeinandertreffen und wie war die Chemie zwischen den beiden?

Rosenberg: Mit Shimon Peres hatte Strauß das engste Verhältnis. Er war auch sein erster Kontakt mit Israel. 1957 fand der berühmte, geheime Besuch von Peres und Asher Ben-Natan bei Strauß im bayerischen Rott am Inn statt. Da wurde die grundsätzliche Übereinkunft über Waffenlieferungen getroffen. Sowohl Strauß als auch Peres haben unabhängig voneinander von der guten Atmosphäre gesprochen, die seit diesem Treffen bestanden hat. Und ich habe das selbst erlebt! In der politischen Analyse der westlichen Welt im Kampf gegen die Sowjetunion stimmten die beiden bis in die Details überein. Daraus resultierte diese Analyse von Strauß, dass Israel der einzige und wichtigste Partner für Deutschland, Europa und die gesamte westliche Welt im Nahen Osten ist. Allein deswegen müsste Deutschland besondere Beziehungen zu Israel haben. Das war die Motivation seines politischen Handelns.

Israel ist grundsätzlich ein sehr gastfreundliches Land. Ich kann aber sagen: Die Treffen mit Strauß in Israel waren

von einer Herzlichkeit und freundschaftlichen Atmosphäre durchdrungen, wie man es sich nicht hätte besser vorstellen können.

Pichler: Auch Eliezer Cohen hatte sich gut mit Strauß verstanden, richtig?

Rosenberg: Ja, genau. Cohen wurde damit beauftragt, Strauß während seines Besuchs 1963 mit seinem Helikopter durch das Land zu fliegen. So verbrachte er viele Stunden mit ihm. Cohen erinnerte sich mir gegenüber, dass Strauß ihn ununterbrochen ausgefragt hat. Er wollte alle Details wissen über sein Leben, seine Ausbildung, und möglichst viel über die „Israel Defense Forces“ erfahren. Cohen war ein junger Mann und politisch nicht sehr versiert, weswegen er offen mit Franz Josef Strauß gesprochen hat. Er empfand da großes Zutrauen. Seine Vorgesetzten hatten ihm ja den Auftrag gegeben, sich bestens um Strauß zu kümmern. Cohen erlebte ihn dabei als sehr interessierten und intelligenten Mann. Mir gegenüber hat er nur in den höchsten Tönen über Franz Josef Strauß gesprochen.

Pichler: Über seinen großen Respekt vor Israel und der Leistung der Israelis hat Strauß auch selbst einen langen Zeitungsbeitrag geschrieben. Spielte es in Ihrer langen gemeinsamen Zeit an der Seite von Strauß eine Rolle, dass Sie jüdischer Bayer sind? Hatte das eine Bedeutung, als Sie eingestellt wurden?

Rosenberg: Im Nachhinein kann man das schwer sagen. Ich habe viel darüber mit dem Generalsekretär der CSU Georg Tandler geredet, der mich 1978 angestellt hat und mir sagte: „Für mich war das auch ein Grund, dass du Jude bist, aber das war nicht vordergründig.“ Strauß hat sich in Personaldetails nicht groß eingemischt, denn da hatte er nicht die beste Hand dafür. Es hat auch fast zwei Jahre gedauert, bis wir ein wirklich persönliches Gespräch geführt haben. 1985, als mein Vater in München starb, hat mich Strauß gefragt, wie meine Eltern die Schoa überlebt haben. Er wusste, dass beide aus Warschau stammten. Das war eine Gelegenheit, ihm mehr zu erzählen. Er war ein guter Zuhörer. Er hat sich alles gemerkt. Das Thema Israel war sehr oft ein Thema zwischen uns. Er wollte meine Einschätzungen hören, auch was die Palästinenser-Frage betrifft. Sein klarer Grundsatz war immer, dass die Sicherheit Israels an erster Stelle stehen muss für uns Deutsche und Europäer. Aber auch, dass Israel mit den Palästinensern



2 Franz Josef Strauß
und Godel Rosenberg

eine politische Übereinkunft treffen muss. Leider ist das bis heute nicht der Fall. Zielführende Gespräche finden nicht statt.

Pichler: Würden Sie sagen, dass bayerische Ministerpräsidenten nach Strauß noch einmal ein so intensives Verhältnis zu Israel hatten?

Rosenberg: Nein. Ich war Gastgeber des damaligen Ministerpräsidenten Seehofer bei seiner Reise 2012 in Israel. Er erwähnte immer wieder den Namen von Strauß, wenn er die besonderen Beziehungen zwischen Bayern und Israel erklären wollte. Es gibt heute gute wirtschaftliche Beziehungen zwischen Bayern und Israel, aber es fehlt der Mut, sich als CSU und Bayern politisch zu engagieren. Ein Widerspruch gegenüber der Israel-Politik des SPD-geführten Auswärtigen Amtes könnte nicht schaden. Es würde auch die Eigenständigkeit der CSU stärken. Das liegt aber auch daran, dass Deutschland schon seit vielen Jahren für die Themen Verteidigung und Militär wenig übrig hat. Diese Themen werden nur mit Glacéhandschuhen angefasst. Strauß hingegen hat verstanden und praktiziert, dass Verteidigungspolitik ein wesentliches Thema in der internationalen Zusammenarbeit ist.

Pichler: Womit wir den Bogen in die Gegenwart schlagen können. Sie waren knappe zehn Jahre Chef der Repräsentanz des Freistaates Bayern in Israel. Was, glauben Sie, verbindet Bayern und Israel am meisten? Und schließlich: Was müsste noch besser werden in diesen Beziehungen?

Rosenberg: Ich meine, Bayern und Israel verbindet – neben dem Glauben an die Bibel und ihre Werte – durchaus das Bekenntnis zum Leistungsprinzip, durch das beide Länder nach dem Zweiten Weltkrieg so erfolgreich und wirtschaftlich stark werden konnten. Jeder natürlich vor seinem historischen Hintergrund und mit anderen Herausforderungen.

Heute könnten wir aber noch viel enger miteinander kooperieren, gerade was den Technologiesektor betrifft. Deutschland und Bayern haben allerdings oftmals Berührungängste, wenn es um israelische Entwicklungen geht. Viele israelische Technologien im Bereich künstliche Intelligenz und Cyber-Security kommen aus dem Militär und werden jetzt auch zivil genutzt. Da herrscht in Deutschland Skepsis vor. Ich würde mal sagen: Wenn Franz Josef Strauß genauso skeptisch gewesen wäre, dann wäre es vermutlich nichts geworden mit den so wichtigen Waffen für den jüdischen Staat. Insofern hoffe ich, dass wieder mehr Pragmatismus einkehrt in die bilateralen Beziehungen – und vielleicht manchmal auch Weitsicht und Furchtlosigkeit, wie sie Franz Josef Strauß im Umgang mit Israel und den arabischen Staaten besaß.

Pichler: ... das ist doch ein gutes Schlusswort. Herzlichen Dank für das Gespräch!

BILDNACHWEIS
Abb. 1 © Godel Rosenberg
Abb. 2 © Klaus Fischhold

Anna Abelmann

Zur Genese der bayerisch-israelischen Wirtschaftsbeziehungen: Ein Überblick

Wer heute am zwischen Tel Aviv und Jerusalem gelegenen Ben-Gurion-Flughafen auf seinen Abflug wartet, dem fehlt es an nichts, um sich die Zeit bis zum Boarding zu vertreiben. Die Auswahl zwischen den klassischen Duty-Free-Shopping-Angeboten, Fast-Food-Restaurants, einer Sushi-Bar, diversen Cafés und anderen Läden, in denen sich Last-Minute-Mitbringsel erwerben lassen, ist immens. Seit ein paar Jahren gibt es außerdem eine neue Attraktion, die die Besucher begrüßt: Der „Bayern Market“ bietet seinen Gästen vor blau-weißer Rautenkulisse klassische bayerische Exportschlager in Form von Wurst und Bier. Das Logo des israelischen Unternehmens zielt eine blonde „Madl“ im Dirndl mit Maß, das wohl selbst auf dem Münchner Oktoberfest als übermäßig klischeehaft verdächtig erscheinen würde. Nicht nur hier wird klar: Bayern und bayerische Produkte sind in Israel „in“. Dieser Eindruck setzt sich fort, sobald man in Tel Aviv die erste Bar betritt: Biere aus Weihenstephan oder von der Paulaner Brauerei in München gehören schon fast standardmäßig zum Repertoire und das nicht nur in den Szene-Treffs der Mittelmeermetropole. Insbesondere Weizenbier erfreut sich enormer Beliebtheit. Für die Traditionsbrauerei aus Freising ist Israel nach den USA und Italien inzwischen das drittstärkste Exportland. Paulaner kooperiert eng mit Tempo Beer Industries, dem größten Brauereunternehmen des Landes, das sich um die Vermarktung des Produkts in Israel kümmert und zu diesem Zweck vor einigen Jahren ein erstes kleines Oktoberfest in Tel Aviv initiierte, das sich bald zum Selbstläufer entwickelte. Heute bewerben auch Modegeschäfte in der israelischen Metropole im Oktober ihre Schnäppchen gerne mit dem Schlagwort „Oktoberfest“. Auch im Süden des Landes scheint Bayern gar nicht so fern. Zwar bietet die Isis-Brauerei im Moschaw Dekel nahe der ägyptischen Grenze nur Bier aus eigener Produktion, doch machen die Mitarbeiter auf Schildern deutlich, wofür etwaige Trinkgelder verwendet werden sollen: „Nächstes Jahr zum Oktoberfest in Deutschland“. In Tel Aviv geht das Szeneviertel Sarona



1 Trinkeldaufruf der Mitarbeiter der Isis-Brauerei im Moschaw Dekel: „Nächstes Jahr zum Oktoberfest in Deutschland“

noch einen Schritt weiter: Seit einigen Jahren lädt hier ein Paulaner Biergarten zum Verweilen ein, der sich abgesehen von den klimatischbedingt fehlenden Kastanienbäumen kaum von einem der zahlreichen Münchner Biergärten unterscheidet.

Doch die bayerisch-israelischen Wirtschaftsbeziehungen beschränken sich heutzutage bei weitem nicht nur auf den Import des Hopfengetränks. Nur wenige Gehminuten von Sarona entfernt, in einem der zahlreichen, verspiegelten Hochhäuser, welche die Skyline von Tel Aviv seit einigen Jahren prägen, befindet sich seit 2019 das BMW-Büro für Trend- und Technologiescouting. Der bayerische Automobilhersteller ist dabei nicht das einzige Unternehmen, das dem Ruf der „Startup Nation“ folgte und auf der Suche

nach neuen Technologien und Innovationen eine eigene Repräsentanz vor Ort eröffnete. Gut 320 Forschungs- und Entwicklungszentren ausländischer Unternehmen sind gegenwärtig zwischen Haifa, Jerusalem und Tel Aviv angesiedelt. Die Industrie- und Handelskammer in München und Oberbayern allein verzeichnet gut 40 Firmen, die inzwischen über einen Standort in Israel verfügen. Andere Konzerne kooperieren eng mit israelischen Unternehmen oder investieren umfassend in aufstrebende Startups. So hält die Knorr-Bremse AG heute 21,3% der Anteile am israelischen Unternehmen RailVision, das mit Video- und Infrarottechnik die Hinderniserkennung für Schienenfahrzeuge verbessern möchte.¹ Ebenso verfolgt der Ingolstädter Automobilhersteller Audi die neuesten Entwicklungen der israelischen Hightech-Szene aufmerksam und arbeitet seit einiger Zeit eng mit der in Rehovot ansässigen Simulationsplattform Cognata Ltd. zusammen, die sich auf den Bereich des autonomen Fahrens spezialisiert hat.² Dabei erfah-

¹ Pressemitteilung Knorr-Bremse vom 14.03.2019: Knorr-Bremse übernimmt signifikanten Anteil an israelischem Start-up Railvision, <https://www.knorr-bremse.com/de/medien/pressemitteilungen/knorr-bremse-uebernimmt-signifikanten-anteil-an-israelischem-start-up-railvision.json> (letzter Zugriff: 19.02.2021).

² Pressemitteilung Reuters vom 26.06.2018: Audi partners with Israel's

ren die bayerisch-israelischen Wirtschaftsbeziehungen auch von politischer Seite umfassende Unterstützung. Seit 2009 unterhält der Freistaat eine Repräsentanz in Israel, die 2017 mit der Errichtung des „Büro des Freistaats Bayern für Wirtschaft, Wissenschaft, Technologie, Bildung und Jugendaustausch“ institutionalisiert und ausgebaut wurde. In München erfolgte 2011 die Eröffnung des einzigen in Europa gelegenen israelischen Generalkonsulats mit einer Vertretung des israelischen Wirtschaftsministeriums.

Dass sich die bayerisch-israelischen Beziehungen heute auf so vielfältige Ebenen erstrecken, war jedoch lange Zeit nicht vorhersehbar. Die im Schatten der historischen Last der Schoa entstehenden deutsch-israelischen Beziehungen erwiesen sich insbesondere in den ersten Jahrzehnten nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges als überaus fragil. In wirtschaftlicher Hinsicht fehlte bayerischen und israelischen Akteuren lange Zeit ein notwendiger Anreiz, um die eigene Aufmerksamkeit auf die jeweils andere Seite zu richten. Der kleine israelische Markt erwies sich zunächst als wenig attraktiv für exportorientierte Unternehmen und der Boom der heute weltweit bekannten und bewunderten Hightech-Szene ließ bis in die 1990er Jahre auf sich warten. In Bayern wiederum vollzog sich parallel schrittweise ein umfassender Strukturwandel vom Agrar- hin zu einem globalorientierten Industrie- und Dienstleistungsstandort. Zahlreiche Industriefelder, wie die Automobilindustrie, Medizintechnik, Künstliche Intelligenz, Agrartechnologie und Cybersecurity, die heute den Kern der vielfältigen Wirtschaftsbeziehungen zwischen Bayern und Israel bilden, befanden sich in den 1950er- und 1960er Jahren noch in den Kinderschuhen und vermochten noch nicht als Anknüpfungspunkt für einen intensiven Wirtschaftsaustausch zu dienen.

Anfänge und Hindernisse

Nach dem Zivilisationsbruch der Schoa vermochte zunächst niemand auch nur einen Gedanken an die Zukunft etwaiger Wirtschaftsbeziehungen zwischen deutschen, bayerischen und israelischen Unternehmen zu verschwenden. Noch vor

autonomous vehicle simulation startup Cognata, <https://www.reuters.com/article/us-cognata-audi/audi-partners-with-israels-autonomous-vehicle-simulation-startup-cognata-idUKKBN1JM15X> (letzter Zugriff: 19.02.2021).

der israelischen Staatsgründung im Mai 1948 beschloss die Jewish Agency³ keine Wirtschaftsbeziehungen zu einem zukünftigen deutschen Staat aufzunehmen. Im Januar 1950 untersagte die Regierung in Jerusalem per Beschluss jeglichen Handel mit deutschen Akteuren.⁴ In der Realität ließ sich diese Politik jedoch nicht aufrechterhalten. Dies lag zum einen an einer zunächst paradox anmutenden Entwicklung in den unmittelbaren Nachkriegsjahren, als ausgerechnet München und Oberbayern zur zentralen Anlaufstelle für die überlebenden europäischen Juden wurden, die darauf hofften, über die US-amerikanische Besatzungszone rasch nach Palästina oder in die USA emigrieren und Europa hinter sich lassen zu können.⁵ Ob der prekären Lage der Überlebenden und nachdem sich die Emigration insbesondere in das Britische Mandatsgebiet auf Grund der dortigen politischen Spannungen erheblich verzögerte, sah sich die Jewish Agency zum Handeln gezwungen: Noch im Dezember 1945 eröffnete sie ein Vertretungsbüro in München, das sich vor Ort um die Betreuung der sogenannten „Displaced Persons“ kümmern und diese auf das Leben in einem zukünftigen israelischen Staat vorbereiten sollte. Die Staatsgründung Israels im Mai 1948 machte auch eine Neudefinition des Status der Einrichtung notwendig: Mit Unterstützung der US-Militärregierung in Deutschland leitete das israelische Außenministerium dessen Umwandlung in eine diplomatische Vertretung ein. Zwar erfolgte die notwendige Akkreditierung bei den US-amerikanischen und nicht bei den deutschen Behörden, in der Praxis jedoch lag eines der ersten israelischen Auslandskonsulate ausgerechnet auf deutschem Boden. Der Aufgabenbereich des Konsulats wuchs stetig und unterstrich damit seine Notwendigkeit: Neben Migrationsangelegenheiten und klassischen konsularischen Aufgaben befassten sich die Mitarbeiter auch mit Fragen hinsichtlich der Aufklärung von NS-Verbrechen und der Rücker-

³ Die „Jewish Agency of Palestine“ (später „Jewish Agency of Israel“) vertrat ab 1929 die jüdische Bevölkerung im Britischen Mandatsgebiet Palästina gegenüber der britischen Mandatsverwaltung und kümmerte sich bis zur Staatsgründung um die Etablierung notwendiger Infrastrukturen, wie beispielsweise eines funktionsfähigen Bildungs- und Gesundheitswesens, aber auch um Fragen der Migration.

⁴ Yeshayahu A. Jelinek: Deutschland und Israel 1945–1965. Ein neurotisches Verhältnis. München 2004, S. 40f.

⁵ Angelika Königseder, Juliane Wetzels: Lebensmut im Wartesaal. Die jüdischen DPs (Displaced Persons) im Nachkriegsdeutschland. Frankfurt am Main 1994.

stattung jüdischen Eigentums und nahmen schließlich auch erste kommerzielle Kontakte auf.⁶ Eine Initialzündung für den Austausch bayerischer und israelischer Waren blieb zunächst freilich aus, obgleich mit der Unterzeichnung des Luxemburger Abkommens 1952 der Grundstein für die deutsch-israelischen Wirtschaftsbeziehungen gelegt wurde: Das Luxemburger Abkommen sah Reparationsleistungen der Bundesrepublik an den israelischen Staat in Höhe von 3 Milliarden D-Mark vor, die über einen Zeitraum von maximal zwölf Jahren und weitgehend in Form von Warenlieferungen erfolgen sollten.⁷ Damit wurde die Bundesrepublik über Nacht zum größten Warenimporteur nach Israel. Über 4000 Firmen bewarben sich für die überaus lukrativen Aufträge, die nebenbei auch einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zum deutschen Wirtschaftswunder leisteten. Die Umsetzung des Abkommens erforderte einen erheblichen Logistik- und Organisationsaufwand und leitete trotz des deklarierten Deutschlandboykotts endgültig den Beginn der bilateralen Wirtschaftsbeziehungen ein. Für das Münchner Konsulat bedeutete dies das Ende seiner kurzen Geschichte. An seiner Stelle erfolgte 1953 die Eröffnung der Israel-Mission in Köln, deren primäre Aufgabe in der Realisierung des Abkommens bestand. Für diesen Zweck erwies sich Köln, logistisch günstig zwischen der neuen Bundeshauptstadt Bonn sowie dem Wirtschaftszentrum Frankfurt am Main und den industriestarken Zentren des Ruhrgebiets gelegen, als besserer Standort. Trotz der durch das Luxemburger Abkommen geschaffenen Anreize erwies sich der Handel mit israelischen Akteuren angesichts des schwelenden Nahostkonflikts für viele deutsche Unternehmen dennoch zunächst als Balanceakt, denn zahlreiche Geschäftspartner aus den Staaten der Arabischen Liga reagierten auf diese Entwicklung mit Boykottandrohungen und dem Verlust überaus lukrativer Absatzmärkte. Die Sorge davor, auf einer sogenannten „schwarzen Liste“ zu landen, ließ auch bayerische Firmen nicht unberührt. So beendete MAN SE zwischenzeitlich die

⁶ Yashayahu A. Jelinek: Like an Oasis in the Desert: the Israel Consulate in Munich, 1948–1953. In: *Studies in Zionism* 9, 1 (1988), S. 81–98.

⁷ Zum Luxemburger Abkommen siehe Dan Diner: *Rituelle Distanz. Israels deutsche Frage*, München 2015; Yeshayahu A. Jelinek: Die Krise der Shilumim/Wiedergutmachungs-Verhandlungen im Sommer 1952. In: *Vierteljahresshefte für Zeitgeschichte* 38, 1 (1990), S. 113–139; Michael Wolfsohn: Das deutsch-israelische Wiedergutmachungsabkommen von 1952 im internationalen Zusammenhang. In: *Vierteljahresshefte für Zeitgeschichte* 36, 4 (1988), S. 691–731.

Vertragsverhandlungen mit der Israel-Mission und verwies auf seine wirtschaftlichen Interessen im arabischen Raum, mit denen ein solcher Schritt nicht vereinbar wäre. Allzu lange wurde an dieser Firmenpolitik jedoch nicht festgehalten, denn bereits 1956 nahm MAN SE die Gespräche wieder auf.⁸ 1965 erfuhr die Öffentlichkeit, dass sich neben anderen deutschen Firmen auch Siemens als Reaktion auf den Druck von Seiten der Arabischen Liga gegen die Eröffnung einer eigenen Niederlassung in Israel oder eine direkte Beteiligung an Lieferungen nach Israel entschieden hatte.⁹ Stattdessen setzte der Konzern nun auf eine indirekte Lösung: Noch im gleichen Jahr vereinbarte das Unternehmen einen Vertretungsvertrag mit den israelischen Firmen Inverko und Eisenberg Bros. Ltd., die den Konzern nun vor Ort vertraten.¹⁰

Obgleich sich mit der Schließung des Münchner Konsulats und Gründung der Israel-Mission das Hauptaugenmerk der Wirtschaftsbeziehungen zunächst auf den Westen der Republik verlagerte, verloren sich Bayern und Israel nicht aus den Augen, auch wenn nun ein neuer Schwerpunkt in den Fokus rückte: 1956 erfolgte die Gründung des Bundesnachrichtendienstes (BND) als westdeutscher Auslandsnachrichtendienst, dessen Zentrale im südlich von München gelegenen Pullach lag. Trotz der auf politischer Ebene formal nicht existenten Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und Israel zeigten sich auf sicherheitspolitischer Ebene zahlreiche gemeinsame Interessen, die rasch zu einem engen Austausch zwischen BND und Mossad führten.¹¹ Im Winter 1957 wurde in Rott am Inn der Grundstein für die langjährige deutsch-israelische Zu-

⁸ Bericht von Nahum Shamir, Direktor der Schilumim-Gesellschaft, an Dr F.E. Shinnar, Botschafter, Köln, über den Jerusalem-Besuch zweier führender deutscher Wirtschaftsvertreter vom 26. Oktober 1959 (Israelisches Staatsarchiv, Jerusalem, Akte Nr. 102-6-1), in: Yeshayahu A. Jelinek (Hg.): *Moral und Realpolitik*. Gerlingen 1997, S.503.

⁹ Martin Kloke: 40 Jahre deutsch-israelische Beziehungen. In: Bundeszentrale für politische Bildung (07.07.2005), <https://www.bpb.de/25044/40-jahre-deutsch-israelische-beziehungen?p=all> (letzter Zugriff: 19.02.2021).

¹⁰ Siemens: Unsere Geschichte in Israel. Von der ersten selbstständigen Handelsvertretung bis zum internationalen Technologiekonzern, <https://assets.new.siemens.com/siemens/assets/api/uuid:9131693523f7283be9654ca179f2f5e75040e3e0/049-laenderprofil-israel-201705.pdf> (letzter Zugriff: 19.02.2021).

¹¹ Zur Kooperation der deutschen und israelischen Nachrichtendienste siehe Shlomo Shpiro: *Friends in the Dark. The First Decade of German-Israeli Intelligence Cooperation*. In: Milena Uhlmann (Hg.): *Die deutsch-israelischen Sicherheitsbeziehungen. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft*. Berlin 2008, S.76–89.

sammenarbeit im Bereich Rüstung und Militärtechnologie gelegt, als der damalige Generalsekretär des israelischen Verteidigungsministeriums, Shimon Peres, unter größtmöglicher Geheimhaltung den damaligen Bundesverteidigungsminister und späteren bayerischen Ministerpräsidenten Franz Josef Strauß in dessen Privatanwesen besuchte. Israel hatte im Suezkrieg 1956 umfangreiches militärisches Material aus sowjetischer Produktion gesammelt, welches für Strauß angesichts des Kalten Krieges von höchstem Interesse war. Peres wiederum suchte nach einem zuverlässigen und dauerhaften Lieferanten für Rüstungsgüter. In Absprache mit Bundeskanzler Konrad Adenauer und lediglich unter Einbeziehung einer Handvoll Mitglieder der Regierungsfraktion veranlasste Strauß in den kommenden Jahren so diskret wie möglich umfangreiche Waffenlieferungen nach Israel, darunter zahlreiche militärische Großgeräte wie Schnellboote, Panzer und Flugabwehrgeschütze. Strauß nutzte hierfür die kurzmöglichsten Dienstwege oder ließ – wie er später selber berichtete – einige Gerätschaften direkt aus den Depots der Bundeswehr holen, um sie wenige Tage später offiziell als gestohlen zu melden. Im Gegenzug erwarb die Bundeswehr Munition, Uniformen und Uzi-Maschinengewehre aus israelischer Produktion.¹² Es darf vermutet werden, dass dieser lange Zeit geheime, aber wichtige sicherheitspolitische Aspekt der frühen deutsch-israelischen Beziehungen dazu beitrug, dass München 1958 neben Köln zu einem der beiden westdeutschen Flughäfen zählte, die von der staatlichen israelischen Fluggesellschaft El-Al in den Flugplan aufgenommen wurden. Strauß selbst genoss Zeit seines Lebens in Israel große Anerkennung.

Die Aufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen Israel und der Bundesrepublik führten ab 1965 zu einer schrittweisen Formalisierung der bilateralen Wirtschaftsbeziehungen, die in Folge des Luxemburger Abkommens und privater Kontakte deutscher Migranten in den Jahren zuvor vielschichtige Formen angenommen hatte. Aus diesem Grund vermochte sich die Bundesrepublik auch nach dem Ende des Luxemburger Abkommens und trotz aller psychologischer Hürden nach den USA und Großbritannien als drittgrößter israelischer Handelspartner zu etablieren. Die Gründung der „Israelisch-

¹² Niels Hansen: Geheimvorhaben „Frank/Kol“. Zur deutsch-israelischen Rüstungszusammenarbeit 1957–1965. In: Historische Mitteilungen 6, 1 (1999), S. 229–264; Franz Josef Strauß: Die Erinnerungen. Berlin 2015, S. 421 f.



2 Empfang der Mercedes Egged Busse in Israel (1980)

Deutschen Industrie- und Handelskammer“ in Tel Aviv und ihres entsprechenden Pendant in Frankfurt am Main 1967 markierten einen weiteren Schritt auf dem Weg der wechselseitigen Annäherung. Bereits die Existenz dieser beiden Einrichtungen, deren Ziel darin bestand, Unternehmen beider Länder den Zugang zum jeweils anderen Markt zu erleichtern, bedeutete einen wichtigen Schritt in Richtung Normalisierung der wirtschaftlichen Beziehungen.¹³ Gleichwohl blieben wirtschaftliche Kontakte auch in den kommenden Jahren störanfällig. So scheiterte 1971 der Verkauf von Mercedes-Bussen an die israelische Verkehrsgenossenschaft Egged am politischen Widerstand des konservativ-nationalistischen Cherut, der größten Oppositionspartei in der Knesset. Zehn Jahre später war die Zeit jedoch reif und Egged erwarb eine ganze Flotte Mercedes-Busse. Schritte wie diese waren wichtige Meilensteine nicht nur für die wirtschaftliche, sondern auch gesellschaftliche Annäherung: Der Vertrag umfasste nicht nur die Lieferung der Busse, sondern auch die Einrichtung einer eigenen Werkstatt für Wartungsdienste in Israel sowie die regelmäßige Lieferung von Ersatzteilen.¹⁴ Eine offensive Bewerbung deutscher Produkte als „Made in Germany“ galt jedoch eher als kontraproduktiv und der Verkauf von Waren vor einer

¹³ Kloke: 40 Jahre deutsch-israelische Beziehungen (wie Anm. 9).

¹⁴ Doron Arazi: Schwierige Anfänge, Zukunftsträchtige Partnerschaft. In: The Marker Magazine, Commercial Department, Juni 2015, S. 18.

extra inszenierten bayerischen Kulisse lag außerhalb jeder Vorstellungskraft. Obgleich es die israelischen Käufer zumeist besser wussten, wurden deutsche Marken bis in die 1980er Jahre häufig als „europäisch“ gekennzeichnet und erfreuten sich unter diesem Label zunehmender Beliebtheit. Die Bundesbürger wiederum erlebten israelische Importware vor allem in Form von Zitrusfrüchten.

Die bayerisch-israelischen Wirtschaftsbeziehungen in der Gegenwart

In den 1990er Jahren erlebte Israel sowohl in politischer als auch gesellschaftlicher Hinsicht einen tiefgreifenden Wandel, der insbesondere das wirtschaftliche Gesicht des Landes bis heute prägt. Zum einen endeten mit dem Beginn des Osloer Friedensprozesses auch die letzten zumeist ideologisch begründeten Handels- und Investitionsbarrieren für deutsche Firmen. Darüber hinaus führte das Ende der Sowjetunion zu einer neuerlichen Migrationswelle vor allem gut ausgebildeter Einwanderer, die nun ihren Platz auf dem israelischen Arbeitsmarkt suchten. Dies in Verbindung mit der zeitgleich einsetzenden Digitalisierung führte zu einem ersten Boom kleiner, leistungsstarker Hightech-Unternehmen, die nicht mehr auf lange und umständliche Lieferketten angewiesen waren und nun den Grundstein für die heutige „Startup Nation“ legten.¹⁵ Hatte man israelische Importanten bisher vor allem mit Zitrusfrüchten assoziiert, so wuchs nun das Interesse der Forschungs- und Entwicklungsabteilungen deutscher und bayerischer Industrieunternehmen, während zugleich die psychologischen Hürden auf israelischer Seite rapide sanken. Gleichzeitig erlebte auch die bayerische Wirtschaft in den 1990er Jahren einen durch die zunehmende Globalisierung bedingten Boom, der unter anderem zu einem überproportionalen Aufschwung des Dienstleistungssektors führte und das Interesse an internationalem, technischen Knowhow und innovativen Entwicklungen sprunghaft anwachsen ließ. Das Zusammenspiel all dieser Faktoren begünstigte die Kooperation zwischen Akteuren der bayerischen und israelischen Wirtschaft enorm. So hatte Siemens seine israelbezogenen Geschäfte seit 1965 über verschiedene lokale israelische Firmen

¹⁵ Michael Wolffsohn: Israel. Geschichte, Politik, Gesellschaft, Wirtschaft. Wiesbaden 2007, S. 387–388.

geführt, die hierzu die Rolle des Vertreters übernahmen. 1994 änderte das Unternehmen seine Politik und eröffnete eine eigene Repräsentanz in Israel. Im Jahr darauf übernahm der Erlanger Konzern das israelische Hightech-Unternehmen Ornet und wandelte dieses in die „Siemens Data Communications Ltd.“ um. In den letzten Jahrzehnten war Siemens an der Erneuerung des elektrischen Energieversorgungsnetzes im Großraum Tel Aviv und Haifa, dem Bau mehrerer Kraftwerke sowie der umfangreichen Lieferung von Reisezugwagen für die Israel Railways ebenso beteiligt wie am Verkehrssteuerungssystem für Tel Aviv und dem Ausbau der weltweit größten Entsalzungsanlage Sorek.¹⁶ Scheiterte der Verkauf von Mercedes-Bussen 1971 noch an psychologischen Faktoren, so stammen heute gut 30 % der Busse des israelischen Nahverkehrs vom bayerischen Unternehmen MAN SE.¹⁷ Der Sportartikelhersteller Adidas war von 2014 bis 2018 offizieller Ausstatter der israelischen Fußballnationalmannschaft, ehe er 2018 von seinem Herzogenauracher Nachbarn Puma abgelöst wurde.¹⁸ Seit 2016 arbeitet BMW eng mit dem inzwischen vom US-Konzern Intel übernommenen israelischen Unternehmen Mobileye zusammen. Gemeinsam wollen der bayerische Automobilhersteller und das israelische *Unicorn* den Bereich des autonomen Fahrens revolutionieren. Für diese Zusammenarbeit hatte Mobileye einst Tesla eine Absage erteilt. Die Kooperation scheint von Erfolg gekrönt zu sein, denn seit 2020 besteht eine Zulassung für Testfahrten in der bayerischen Landeshauptstadt.¹⁹ Auch andere bayerische Unternehmen sind aktiv auf dem israelischen Markt vertreten: So verfügte der Automobilzulieferer Schaeffler AG über eine Präsenz in Haifa und betreibt von dort aus Talentscouting. BayWA investierte 2018 umfassend in das auf KI-Lösungen im Energiesektor spezialisierte israelische Startup RayCatch und Brose arbeitet mit seinem israelischen Partner Vayyar an neuen Sensorsystemen

¹⁶ Siemens: Unsere Geschichte in Israel (wie Anm. 10).

¹⁷ MAN SE Pressemitteilung: MAN verkauft 173 Bus-Chassis nach Israel, 12.06.2013, <https://israswiss.me/2013/06/12/man-verkauft-173-bus-chassis-nach-israel/> (letzter Zugriff: 19.02.2021).

¹⁸ Israelnetz: Puma stattet israelische Nationalmannschaft aus, 31.07.2018, <https://www.israelnetz.com/gesellschaft-kultur/sport/2018/07/31/puma-stattet-israelische-nationalmannschaft-aus> (letzter Zugriff: 19.02.2021).

¹⁹ Handelsblatt: Mobileye. Intel schickt selbstfahrende Autos auf deutsche Straßen, 16.07.2020, <https://www.handelsblatt.com/technik/thespark/mobileye-intel-schickt-selbstfahrende-autos-auf-deutsche-strassen/26010142.html> (letzter Zugriff: 12.03.2021).

für Tür- und Innenraumfunktionen. Die Liste ließe sich beliebig fortsetzen und zeigt: Vor allem die bayerische Autoindustrie ist in Israel enorm präsent. Daher verwundert es auch wenig, dass sich auf der jährlichen Ecomotion-Messe in Tel Aviv, dem größten israelischen Event im Bereich Smart Mobility, mit Audi, BMW, Continental, Dräxlmaier und der Rosenberger GmbH zahlreiche namhafte bayerische Unternehmen die Klinke in die Hand geben.

Insgesamt steigt der Export deutscher Waren nach Israel stetig. Insbesondere Produkte wie Maschinen, Fahrzeuge, Elektronik und chemische Erzeugnisse sind gefragt. In all diesen Feldern sind bayerische Firmen stark vertreten. Israel wiederum liefert Medizintechnik, Erzeugnisse der chemischen und metallverarbeitenden Industrie und – in einem weitaus geringeren Umfang als früher – landwirtschaftliche Produkte. Insgesamt erweisen sich die bayerische Wirtschaft mit ihren großen Konzernen und dem starken Mittelstand und die innovative und vitale israelische Startup- und Entwicklungsszene heute als ideale Partner, die enorm voneinander profitieren können. Für israelische Akteure bedeuten solche Kontakte wichtige Kapitalinvestitionen und zugleich Zugang zum begehrten europäischen Markt, während bayerische Unternehmen vor allem an israelischen Technologien und Innovationen zur eigenen Nutzung und weniger am nach wie vor überschaubaren israelischen Absatzmarkt interessiert sind. Die wachsende Bedeutung der Zusammenarbeit im Bereich Forschung und Entwicklung strahlt auch auf die Wissenschaft aus: Praktisch alle bayerischen Universitäten verfügen über Kontakte zu israelischen Partnereinrichtungen und pflegen diese Beziehungen durch gemeinsame Forschungsprojekte und Austausch zwischen den Studierenden. Das Programm „Bavaria-Israel Partnership Accelerator“ bietet seit 2015 eine Plattform für bayerische und israelische Studierende und Berufseinsteiger sowie bayerische Unternehmen, um gemeinsame Projekte zu entwickeln. 2019 unterzeichnete die Bayerische Forschungsallianz ein Partnerschaftsabkommen mit der Israel Innovation Authority, um die Zusammenarbeit im Bereich Forschung und Innovation, weiter zu intensivieren. Ereignisse wie diese sind insbesondere für die bilateralen Wirtschaftsbeziehungen gute Nachrichten, schaffen sie doch neues Potential für innovative Kooperationen im Unternehmensbereich.

Die bayerisch-israelischen Wirtschaftsbeziehungen sind heute eng, vielfältig – und auf wunderbare Weise unspektaku-



lär. Als im Mai 2019 der 64. Eurovision Song Contest das partyerprobte Tel Aviv mit einer riesigen Glitzershow erbeben ließ und vor einem Millionenpublikum schließlich den niederländischen Sänger Duncan Laurence zum Sieger kürte, blieb der eigentliche Urheber des Spektakels weitgehend unbeachtet: die Mitarbeiter von OSRAM, einem Münchner Unternehmen, das in Tel Aviv nun bereits zum fünften Mal in Folge als offizieller Lichtpartner des ESC fungierte. „Dare to dream“ lautete das Motto des ESC 2019 – und im Rückblick auf die Entwicklung der vergangenen sieben Jahrzehnte darf dies getrost auch als Motto für die bayerisch-israelischen Wirtschaftsbeziehungen genutzt werden.

BILDNACHWEIS

Abb. 1 Foto: privat

Abb. 2 © Dana Nowak /
Israelnetz

Zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft: Das zweite israelische Konsulat in München –

ein Gespräch mit der israelischen Generalkonsulin
Sandra Simovich

Vom ersten israelischen Konsulat in München, von dem Irit Chens Beitrag in diesem Band handelt, schlagen wir den Bogen in die Gegenwart – zum aktuellen Generalkonsulat des Staates Israel in München, welches seit 2011 existiert.

Unser Treffen fand unmittelbar nach dem ersten durch die Covid-19-Pandemie bedingten „Lockdown“ im Mai 2020 statt. Ich war zunächst etwas verwundert, als die Generalkonsulin für unser Interview ein Treffen in der „Osteria Italiana“ in der Münchner Schellingstraße vorschlug. Schließlich handelt es sich hierbei um das einstige Lieblingsrestaurant Adolf Hitlers. Gleich zu Beginn unseres Gesprächs wurde aber deutlich, dass die Wahl dieses Ortes kein Zufall war.

Julia Treindl: Der erste Konsul Chaim Yahil (Hoffmann) empfahl 1948, dass das erste israelische Konsulat hier in München etabliert werden solle – aus pragmatischen Gründen: Hier und im Münchner Umfeld versammelte sich ein Großteil der jüdischen Displaced Persons nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Was waren die Gründe dafür, auch das gegenwärtige Generalkonsulat gerade in München zu eröffnen?

Sandra Simovich: Unser Konsulat stellt das einzige Generalkonsulat Israels in der EU dar; ansonsten gibt es nur Botschaften. Dies zeigt schon, wie wichtig uns die Beziehungen zu Deutschland im Allgemeinen und zu Bayern im Besonderen sind.

Natürlich gab es bei der Ortswahl neben München viele andere großartige Optionen mit einer geeigneten Infrastruktur, das wird mir immer wieder bewusst, wenn ich die fünf Bundesländer (*Anm. JT: Bayern, Baden-Württemberg, Hessen, Rheinland-Pfalz und Saarland*) bereise, für die das Generalkonsulat zuständig ist. Schlussendlich fiel die Entscheidung aber auf München, da die Stadt eine ideale Ver-

bindung der Grundpfeiler unserer Arbeit ermöglicht: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Der Bezug zur Vergangenheit, zum Gedenken, zur Erinnerung und zur vergangenheitsbezogenen Bildungsarbeit ist uns sehr wichtig. In dieser Hinsicht hat München als ehemalige „Hauptstadt der Bewegung“ natürlich eine herausragende Bedeutung. Der unmittelbare Standort des Generalkonsulats am Karolinenplatz ist dabei besonders aussagekräftig: Genau in der Mitte des früheren „Braunen Viertels“ gibt es eine israelische Präsenz; persönlich verschafft es mir – und sicherlich nicht nur mir – große Genugtuung, dass die israelische Flagge nun in direkter Nachbarschaft zu Hitlers ehemaliger „Wirkungsstätte“ weht. Wir zeigen damit nicht nur, dass er mit seinem Ziel letztlich scheiterte. Wir tun dies als offizielle Vertretung des jüdischen Staates Israel. Ich glaube, dass dies genau der richtige Ort für unser Generalkonsulat ist, und darüber bin ich sehr froh.

Treindl: Zwischen unserem Gespräch hier, im ehemaligen Lieblingslokal Hitlers, und der Etablierung des israelischen Generalkonsulats im „Braunen Viertel“ lassen sich also deutliche Parallelen herstellen; es geht um die Affirmation einer jüdisch-israelischen Präsenz an Orten, die deutlich durch den Nationalsozialismus geprägt waren. Doch welche Bedeutung besitzt München für die zukunfts-gewandte Ausrichtung des Generalkonsulats?

Simovich: Das Generalkonsulat hat natürlich gleichermaßen die zukünftigen Beziehungen zwischen Deutschland und Israel im Blick: München stellt als Wirtschafts-, Technologie- und Innovationsstandort mit seinen exzellenten Universitäten eine hervorragende Wahl dar. Wir arbeiten eng mit ihnen zusammen, und inzwischen gibt es zahlreiche Kooperationen mit israelischen Universitäten.

Der bayerische Fokus auf Bildung und Bildungsaustausch ist sehr wichtig. Besonders erwähnenswert ist die Entscheidung der bayerischen Regierung, die Bildungs-kooperation zwischen Bayern und Israel finanziell zu unterstützen. Ich glaube wirklich, dass wir mittlerweile eine exzellente Partnerschaft mit Bayern und München aufgebaut haben.

Treindl: Das war zur Zeit des ersten Konsulats noch ganz anders: offizielle Beziehungen gab es bis 1965 gar keine, informelle waren unerwünscht und spärlich, wie Irit Chen in ihrem Aufsatz in dieser Ausgabe ausführt. Mittlerweile hat



1 Sandra Simovich bei ihrer Rede 2018 anlässlich des 70. Jahrestags der Staatsgründung Israels im Schloss Nymphenburg, München

sich das geändert, und die deutsch- bzw. bayerisch-israelischen Beziehungen erfassen schon lange nicht mehr nur die diplomatische Ebene.

Simovich: In der Tat sieht Israel in Deutschland heute wirklich einen seiner bedeutendsten Verbündeten, einen Partner und einen Freund. Innerhalb von Deutschland nehmen die israelisch-bayerischen Beziehungen eine besondere Stellung ein: Dies zeigt sich gut am Erinnerungsort „Olympia-Attentat München 1972“ im Olympiapark, der 2017 eröffnet wurde. Israels Präsident Reuven Rivlin besuchte die Eröffnungsfeier und machte München damit zum Ziel seiner ersten Auslandsreise, die nicht in eine nationale Hauptstadt ging. Israels Premierminister Benjamin Netanyahu besuchte diesen Ort, als er an der Münchner Sicherheitskonferenz teilnahm.

Daneben gab es weitere diplomatische Meilensteine: die Eröffnung der bayerischen Auslandsrepräsentanz in Tel Aviv, zahlreiche Delegationsreisen nach Israel, zum Beispiel der bayerischen Landtagsfraktion der Grünen oder des Kulturausschusses der Stadt München.

Besonders wichtig sind uns aber auch verschiedene Programme, die Begegnungen von Mensch zu Mensch fördern. Wir haben zum Beispiel das sehr erfolgreiche „New Kibbutz“-Programm mitentwickelt: Es ermöglicht jungen

Deutschen, drei- bis sechsmonatige Praktika in israelischen High-Tech-Unternehmen und Start-Ups zu machen.

Ein weiteres Programm, das mittlerweile bereits in die zehnte Runde geht, ist BIPA, der „Bavaria-Israel-Partnership-Accelerator“, den wir zusammen mit dem Strascheg-Center der Hochschule München betreiben. Hier arbeiten bayerische und israelische Studierende sowie Berufseinsteigerinnen und -einsteiger zusammen an konkreten unternehmerischen Fragestellungen; dabei lernen sie auch die jeweils andere Kultur kennen.

Keineswegs zu vernachlässigen ist der kulturelle Austausch: Es ist uns sehr wichtig, Teil der Gesellschaft, des Lebens hier zu sein. Wir haben am Christopher-Street-Day in München mitgewirkt, einen kleinen „Tel Aviv Beach“ am Marienplatz gestaltet, eine Party für den Eurovision-Song-Contest veranstaltet und uns auch am Queer-Film-Festival beteiligt.

Ebenso haben wir mit zahlreichen anderen kulturellen Institutionen und Festivals vor Ort kooperiert, um so viel wie möglich von der vielseitigen Kulturlandschaft Israels in diese Region zu bringen.

Besonders wichtig ist mir unsere Arbeit im Bildungsbereich: Ich gehe beispielsweise an viele Schulen, um mit Schülerinnen und Schülern über Israel zu sprechen. Bei all diesen Begegnungen ist es mir wichtig, einen realistischen Eindruck von Israel zu vermitteln. Denn wenn die Menschen an Israel denken, dann haben sie häufig nur Bilder von Soldaten, ultraorthodoxen Juden, von Konflikten und Extremen im Kopf. Ich versuche daher, den Blick zu weiten, um zu zeigen, dass Israel nicht schwarz oder weiß ist – es gibt sehr viele Grautöne. Man muss Israel nicht mögen, natürlich darf man es kritisieren, aber das muss auf der Grundlage von Wissen und Fakten geschehen. Daher versuche ich, Fragen aufzuwerfen, Zweifel an vermeintlich eindeutigen Sachlagen zu wecken und andere Perspektiven aufzuzeigen. Menschen und Gesellschaften sind immer sehr komplex – und Israelis sind das beste Beispiel dafür.

Treindl: Wie Irit Chen in ihrem Aufsatz schildert, setzten die beiden ersten israelischen Konsuln unterschiedliche Schwerpunkte bei ihrer Arbeit hier in München. Haben Sie als Diplomatin Spielräume, individuelle Schwerpunkte zu setzen, oder sind etablierte diplomatische Strukturen heute zu dominant dafür?

Simovich: Ich denke, dass die Diplomatie nach wie vor einen Tätigkeitsbereich darstellt, in dem die persönliche Note eine äußerst große Rolle spielt. In der Diplomatie stehen zwischenmenschliche Beziehungen im Mittelpunkt. Man hat in meinem Beruf ja kein Handbuch oder keine Checkliste, die man abarbeiten kann; die diplomatische Tätigkeit ist von Natur aus sehr individuell gestaltet. Nehmen wir mich selbst als Beispiel: Ich bin eine Frau, ich bin jüdisch, israelisch und habe einen Migrationshintergrund, da ich mit sieben Jahren aus Rumänien nach Israel kam – all diese Aspekte sind bedeutsam für meine Identität und damit auch für meine Arbeit als Diplomatin. Ich kann die Agenda des Generalkonsulats mit Inhalten besetzen, die mir persönlich am Herzen liegen. Natürlich gibt das israelische Außenministerium uns übergeordnete Ziele vor, aber als Diplomatinen und Diplomaten haben wir bei der Interpretation dieser Aufgaben viele Freiräume.

Treindl: Sie haben gerade Ihre rumänischen Wurzeln erwähnt. Die beiden ersten Konsuln hatten einen deutschen bzw. österreichisch-ungarischen Hintergrund, sprachen Deutsch und waren mit der deutschen Kultur vertraut. Spielt ein derartiger persönlicher Hintergrund heute noch eine Rolle, wenn man eine diplomatische Position in einem bestimmten Land anstrebt?

Simovich: Für eine diplomatische Position in Deutschland muss man natürlich keine deutschen Wurzeln haben. Ganz unbedeutend ist der eigene Hintergrund allerdings auch nicht: Meine erste diplomatische Position brachte mich nach Rumänien, in mein Geburtsland. Das war für mich persönlich sehr interessant. Meine Eltern haben die israelische Botschaft in Rumänien das erste Mal anlässlich unserer Alija aufgesucht, um ein Visum für Israel zu erhalten; das zweite Mal haben sie nach über zwanzig Jahren ihre Tochter am selben Ort als Diplomatin besucht. Eine besondere und emotionale Erfahrung! Natürlich war es für mich in Rumänien von Vorteil, die Kultur zu kennen und die Sprache zu sprechen. Aber das ist kein Muss.

Sprachkenntnisse stellen gewiss einen großen Vorteil dar – ich habe intensiv Deutsch gelernt, als ich erfuhr, dass ich nach Deutschland kommen würde. Noch bedeutender sind aber die eigenen diplomatischen Fähigkeiten und Erfahrungen.

Treindl: Ich möchte nun auf die Kontakte zu einzelnen Par-

teien zu sprechen kommen. Das erste Konsulat versuchte beispielsweise relativ bald, informelle Kontakte zur SPD herzustellen, da die Partei sich dem Nationalsozialismus deutlich widersetzt hatte. Welche Bedeutung besitzen die Parteien für Ihre diplomatische Arbeit heute?

Simovich: Die Parteien – und auch ihre Stiftungen und Nachwuchsorganisationen – sind sehr wichtige Akteure und Partner für uns. Meine Aufgabe ist es, so gute Beziehungen wie möglich zu allen Parteien zu pflegen – mit Ausnahme der AfD. Zur AfD haben wir weder offizielle noch inoffizielle Kontakte. Das ist nicht nur meine Linie, sondern ein außenpolitischer Grundsatz Israels. Mit den anderen Parteien und parteinahen Stiftungen organisieren wir gemeinsame Aktivitäten.

Treindl: Bevor Sie nach München kamen, haben Sie in der israelischen Botschaft in Berlin gearbeitet. Sind Ihre Erfahrungen an beiden Orten vergleichbar?

Simovich: In Berlin war ich Diplomatin in der zweitgrößten Botschaft Israels weltweit – sie verfügt über eine große Anzahl an Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Meine Aufgabe dort war äußerst interessant und bestand darin, die deutsche Außenpolitik zu analysieren. Ich habe mich damit sehr eingehend beschäftigt, allerdings habe ich so immer nur einen Teil der Beziehungen im Blick gehabt. Hier in München befasse ich mich dagegen mit dem gesamten Spektrum der israelisch-deutschen Beziehungen. Da wir ein Generalkonsulat und keine Botschaft sind, betrifft uns die Bundesebene weniger, mit Fragen der Sicherheits- oder Außenpolitik haben wir also kaum zu tun. Wir konzentrieren uns vielmehr auf die Beziehungen zwischen Israel und den fünf süddeutschen Bundesländern. Ein weiterer großer Unterschied besteht darin, dass das Generalkonsulat viel kleiner ist als die Botschaft in Berlin. Alle Personen, die hier arbeiten, haben daher viel breitere Aufgabenbereiche als in Berlin.

Treindl: Nun zu Ihrer persönlichen Sicht auf Bayern: Sie haben bereits den Erinnerungsort BADEHAUS Waldram besucht, wo von 1945 bis 1957 ein jüdisches Displaced-Persons-Camp existierte. Viele ehemalige jüdische Displaced Persons berichten darüber, wie schwer es ihnen fiel, die friedliche Schönheit der bayerischen Landschaft mit dem dort lebenden „Volk der Täter“ in Einklang zu bringen. Wie nehmen Sie persönlich die bayerisch-deutschen Lebenswelten wahr?

Simovich: Derartige Empfindungen sind mir durchaus vertraut. Trotzdem mag ich Deutschland sehr – wie viele Israelis heute. Wir verspüren all diese widersprüchlichen Gefühle gleichzeitig. Ich kann die Natur hier genießen, ich kann mein Leben hier lieben, die Leute, die ich hier treffe, wertschätzen; aber Deutschland ist für mich kein neutrales Land. Diesen Eindruck hatte ich noch viel stärker, als ich zum ersten Mal nach Berlin kam. Über die seelische Verfassung der Israelis muss man wissen, dass wir uns alle in einer Art kollektivem posttraumatischen Zustand befinden. Ich wurde 1974 geboren, also etwa dreißig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs – dennoch sind die damaligen Ereignisse für uns immer noch sehr lebendig. Wie bei vielen anderen Israelis rufen bestimmte Eindrücke in Deutschland auch bei mir eindeutige Assoziationen hervor: Ein Zug ist niemals nur ein Zug, ein Schäferhund niemals nur ein Schäferhund. Kaum etwas ist frei von derartigen Assoziationen.

Treindl: Auch aus den zwischenstaatlichen Beziehungen sind die Implikationen der Vergangenheit nicht wegzudenken. Beobachten Sie momentan, dass sich die Bedeutung der Vergangenheit für die israelisch-deutschen Beziehungen verändert?

Simovich: Wenn politische Delegationen oder auch Lehrkräfte nach Israel reisen, besuchen sie immer Yad Vashem und das ist mir sehr wichtig. Ich denke aber, es ist genauso bedeutsam, mehr über das moderne Israel und den dortigen Alltag zu erfahren – über die Politik, die Gesellschaft, das Essen und die Menschen. In Baden-Württemberg arbeiten wir beispielsweise mit einem Programm namens „Teachers for the Future“ zusammen, das Lehrerinnen und Lehrern eine Reise nach Israel ermöglichen soll. Wir wollen vor allem Lehrkräfte in einer frühen Phase ihrer Tätigkeit erreichen. Für mich muss der Fokus darauf liegen, die Geschichte mit der Gegenwart und der Zukunft zu verbinden, um zu verstehen, wer diese Israelis eigentlich sind, und so die tragfähige Beziehung zwischen unseren Ländern fortzusetzen.

Treindl: Am Ende möchte ich noch auf Wahrnehmungen Bayerns in Israel eingehen. Ich selbst war sehr überrascht, am Ben Gurion-Flughafen ein Geschäft namens „Bayern Market“ mit (vermeintlich) bayerischen Delikatessen vorzufinden. Wie nimmt man Bayern in Israel heute wahr?

Simovich: Wenn Israelis an Deutschland als Reiseziel denken,

haben sie vor allem drei Orte im Sinn: Berlin, München und den Schwarzwald. Im Schwarzwald gibt es übrigens sogar eigene hebräische Reiseführer und mitunter Wegweiser auf Hebräisch – das verwundert die Deutschen immer sehr.

Doch um auf Bayern zurückzukommen: Bayern verfügt über vieles, was wir Israelis sehr schätzen. Neben dem „Bayern Market“ gibt es in Israel auch Biergärten, in Supermärkten wird bayerisches Bier verkauft, und ganz wichtig ist der Fußball mit „Bayern München“ – es gibt sogar einen eigenen Bayern München Fanclub in Israel. Und natürlich kennt jeder das Oktoberfest. Ich wurde ein einziges Mal in meinem Leben von einem israelischen Radiosender interviewt und durfte dabei ausschließlich Fragen zum Oktoberfest beantworten. (*Lacht.*)

Wie gerne Israelis nach Bayern reisen, zeigt sich auch daran, wie stark die Flugverbindungen in Anspruch genommen werden. Es gibt viele israelische Studierende hier. Auch wenn Berlin nach wie vor ein wichtiges Ziel für junge Israelis ist, so sieht man, dass München und Bayern immer mehr an Bedeutung gewinnen und stärker wahrgenommen werden.

Treindl: Herzlichen Dank, dass Sie sich die Zeit für dieses Interview genommen haben.

(Das Interview liegt hier in deutscher Übersetzung und gekürzter Fassung vor.)

BILDNACHWEIS
Abb. 1 © Israelisches
Generalkonsulat München

Julia Treindl

„Das Land ist klein und doch groß.“

Wahrnehmungen Bayerns und Israels von vier Grenzgängern und einer Grenzgängerin

Brez'n am Imbiss, Biergärten mit Paulaner Bier und ein Speiselokal namens „Bayern Market“ – bei der Suche nach bayerischem Kulturgut wird man in Tel Aviv schnell fündig. Materialisiert sich hier eine besondere Verbindung zwischen Bayern und Israel? Um einen Einblick in israelisch-bayerische Wahrnehmungen zu erhalten, führte ich während der vergangenen sechs Monate Gespräche mit vier bayerisch-israelischen „Grenzgängern“ und einer „Grenzgängerin“.¹ Sie alle bewegen sich auf die ein oder andere Weise zwischen bayerischen und israelischen Lebenswelten. Im Folgenden setze ich einige ihrer Äußerungen zueinander in Bezug und gehe dabei folgenden Fragen nach: Inwiefern ähneln sich die Wahrnehmungen auf Bayern und Israel, inwiefern unterscheiden sie sich? Lassen sich einzelne Beobachtungen auf einen „gemeinsamen Nenner“ bringen? Und: Wie ist es eigentlich um „die“ bayerische oder israelische Mentalität bestellt? Zunächst stellen sich die fünf Interviewten aber kurz vor.

Von der Wüste Negev ins Allgäu: der Bergführer Tal Niv

„Ich bin aufgewachsen in einem Kibbuz in der Negev-Wüste, dem Kibbuz Erez. Wenn bei uns jemand zu laufen angefangen hat, dann haben wir parallel dazu schwimmen gelernt.“ Doch Tal Niv war von Kindheit an von den Bergen fasziniert. Nach dem Militärdienst kam er erstmals mit diversen Bergsportarten in Berührung; Erlebnisse, die ihn nachhaltig prägten: „Es war nie ein ‚Hobby‘ bei mir, es war mir von Anfang an sehr ernst damit, es ist nun seit über 20 Jahren ein Teil meines Lebens und meines Lebensstils, es ist einfach das, was ich mache.“ Niv nutzte seine freiberufliche Tätigkeit als Sicherheitsberater, um sich nach und nach die deutsche Bergführer-

¹ Alle Gespräche wurden infolge der Einschränkungen der Covid-19-Pandemie per Videokonferenz geführt.



1 Bergführer Tal Niv
aus dem Allgäu

ausbildung zu finanzieren. Mit seiner Ehefrau Heidi Harder, ebenfalls Bergführerin und gebürtige Allgäuerin, und seinen beiden Kindern lebt er heute in einem Allgäuer Bergdorf; zusammen mit Heidi betreibt er dort die Bergsteigerschule „Mountains“. Mit ihrem internationalen Kundenkreis bedient die Bergsteigerschule eine besondere Marktnische. Seit Kurzem arbeitet Niv selbst als Ausbilder für den Verband der Deutschen Berg- und Skiführer.

Von München nach Jerusalem: die Repräsentantin der Hanns-Seidel-Stiftung in Israel, Julia Obermeier

Ihre Faszination für Israel entdeckte die gebürtige Münchenerin und CSU-Politikerin Julia Obermeier als Mitglied des Deutschen Bundestages von 2013 bis 2017: „In meiner Zeit als Abgeordnete bin ich sehr viel gereist und als Mitglied des Verteidigungsausschusses auch nach Israel. Israel war für mich einfach Liebe auf den ersten Blick.“ Vor allem das pulsierende, liberale Tel Aviv fasziniert sie. Seit 2017 lebt Julia Obermeier als Repräsentantin der Hanns-Seidel-Stiftung in Israel. Dabei liegt ihr besonders die Förderung der bayerisch-israelischen Zusammenarbeit am Herzen, beispielsweise im Rahmen eines Austausches zwischen der Deutschen Journalistenschule München und der Universität Tel Aviv. In einem weiteren Projekt bringt die Hanns-Seidel-Stiftung gemeinsam mit dem bayerischen Kultusministerium israelische und bayerische



2 Julia Obermeier,
Repräsentantin der
Hanns-Seidel Stiftung
in Israel

Lehrkräfte zusammen, die gemeinsam Unterrichtsmaterialien erstellen.

Aus ganz Israel zum FC Bayern München: die Fußballfans Tsvika Riz und Idan Proshtisky

Tsvika Riz ist gebürtiger Israeli, Idan Proshtisky lebte bis zum Alter von zehn Jahren in Berlin und wanderte dann mit seiner Familie nach Israel aus. Riz und Proshtisky gehen neben ihrem beruflichen Alltag noch einer Berufung nach, dem FC Bayern München-Fanclub in Israel:

Riz: Tsvika und ich haben uns 2013 im israelischen FC Bayern München-Club getroffen; zwei oder drei Jahre danach wurden wir zu den Vorsitzenden des Fanclubs. Richtig, Tsvika?

Proshtisky: Ja, das stimmt. Wir haben über Facebook davon erfahren und uns bei einem Public Viewing kennengelernt. Wir haben sofort gemerkt, dass wir dieselbe ‚Sprache‘ sprechen, wurden schnell Freunde und einige Jahre später auch Vorsitzende des Fanclubs. Wir haben immer öfter Public Viewings veranstaltet, vertreiben Fanartikel, verwalten die Facebookseite und -gruppe und natürlich geben wir auch Interviews.



3 Tsvika Riz, Mitglied des FC Bayern München-Fanclubs in Israel

Bei den Liveübertragungen von Fußballspielen in ihrer Stammkneipe in Petah Tikvah laufen zwei- bis dreihundert Fans aus ganz Israel in Trikots auf, singen FC Bayern München-Lieder und wiederholen die Ansagen eines deutschsprachigen Spielkommentators. Ein mit Riz und Proshtisky befreundeter „Superfan“ nannte gar eines seiner Kinder mit zweitem Vornamen „Müller“ – zu Ehren von Thomas Müller. Zum Fanclub gehören jüdische und arabische Israelis: „Unsere goldene Regel heißt: Es darf nur um den Sport gehen. Wir streiten nicht über Politik.“

Aus der Oberpfalz auf den Berg Zion: der Benediktinerpater Matthias

Als Theologiestudent bereiste Matthias Karl Anfang der neunziger Jahre erstmals Israel und war sofort fasziniert von diesem Land. Auf weiteren Reisen lernte er die benediktinische Ordensgemeinschaft der Abtei Dormitio am Berg Zion und des



4 Benediktinerpater
Matthias von der Abtei
Dormitio, Jerusalem

Priorates Tabgha am See Kinneret kennen: „Da hat mich etwas sehr angerührt, wie Liebe auf den ersten Blick, und so bin ich mit der Gemeinschaft in Kontakt geblieben.“ Kurz nach seiner Weihe zum Diözesanpriester in Regensburg schloss er sich 2008 in Israel den Benediktinern an:

Dass ich nach Israel gekommen bin, den Bischof gebeten habe, mich vom Diözesandienst freizustellen und mich einer Ordensgemeinschaft hier anzuschließen, das hatte mit dieser Ordensgemeinschaft zu tun. Manchmal frage ich mich auch: Wäre die Ordensgemeinschaft in Skandinavien gewesen, wäre ich dann da auch hingegangen? Ich vermute fast schon. Ich mag dieses Land sehr und der Konflikt hat mich nicht geschreckt, aber es war die Gemeinschaft, die mich angezogen hat.

Seit 2018 ist Pater Matthias der Prior der Gemeinschaft auf dem Berg Zion, die sich neben vielen anderen Aufgaben vor allem um die deutschsprachigen katholischen Pilger in Israel kümmert. Im zweiten Kloster in Tabgha steht neben der Pilgerseelsorge eine Jugend- und Behindertenbegegnungsstätte für israelische und palästinensische Jugendliche im Zentrum der Arbeit.

Bayern aus israelischer Sicht: *pars pro toto*?

Mit Bayern assoziieren die Befragten nach den hier vorliegenden Aussagen die „Esskultur“, eine „schöne Landschaft“, „das Bier“; zudem den „FC Bayern München“, „die Berge“, „das Oktoberfest“ und „BMW“ – eine Auflistung von „Exportschlägern“ und Attraktionen, für die Bayern international bekannt ist.

Reaktionen auf seine bayerische Herkunft schildert Pater Matthias wie folgt:

[...] ich glaube, wir müssen uns sehr anstrengen, wenn wir Berlin übertrumpfen wollen. [...] Vielleicht bewege ich mich auch in den falschen Kreisen, aber ich würde nicht sagen, dass ich Euphorie oder großes Interesse hervorgerufen habe, wenn ich erzählt habe, dass ich aus Bayern komme.

Idan Proshitsky vom FC Bayern München-Fanclub ergänzt eigene Beobachtungen:

Ich glaube, dass die meisten Israelis nicht wissen, dass es verschiedene deutsche Bundesländer gibt. Tsvika und ich kennen die Unterschiede natürlich, aber wenn wir mit den meisten anderen Israelis über bayerisches Essen sprechen, dann denken sie, dass es das gleiche sei wie deutsches Essen. Sie nehmen Brez'n oder Biergärten nicht als etwas traditionell Bayerisches, sondern als etwas Deutsches wahr.

In Proshitskys Deutung repräsentieren Bayern und bayerische Kulturelemente für viele Israelis *partes pro toto*, also stellvertretende Teile für ein Ganzes, nämlich Deutschland. In Anlehnung an die Aussage des Paters Matthias hätte die Existenz bayerischer Kultur- und Wirtschaftsgüter deshalb kaum etwas mit einer besonderen Faszination für diese Region zu tun. Lässt sich die Gedankenfigur der *pars pro toto* anwenden, um die verschiedenen Wahrnehmungen Bayerns in verallgemeinerbarer Form zu erklären?

In Bezug auf die eigene Entwicklung zum FC Bayern-Fan berichtet Tsvika Riz:

Eigentlich waren wir erst Fans der deutschen Nationalmannschaft. Wir beide wurden mit der Weltmeister-

schaft 1990 zu Fans der deutschen Nationalmannschaft. Damals begannen wir, uns für deutschen Fußball zu interessieren. Eine Folge davon war, dass wir anfangen, uns mit dem FC Bayern München zu beschäftigen, weil ja so viele Nationalspieler für diesen Verein spielen. Damals wurden wir Fans beider Mannschaften – und heute sind wir es immer noch.

Sofern man die Beziehung zwischen deutscher Nationalmannschaft und dem FC Bayern München als Beziehung zwischen einem Ganzen und seinem Teil bezeichnen darf, verlief die Assoziationskette für die beiden Fußballfans umgekehrt: Zuerst begeisterten sie sich für das *totum* und anschließend für die *pars*.

Ihre Begeisterung für den deutschen Fußball trug den beiden in Israel jedoch auch Anfeindungen ein, wie Riz ausführt:

Damals, also vor dreißig Jahren, war es für viele ein großes Problem, dass wir Deutschland unterstützten. Uns wurde – und wird auch noch – immer genau diese Frage gestellt: ‚Wie könnt ihr nur die deutsche Nationalmannschaft anfeuern, wo ihr doch Juden und Israelis seid?‘ Und ich sage darauf immer: ‚Wenn ich den Fernseher anschalte und ein Spiel anschau, dann sehe ich die Mannschaft, ihr Spiel, nicht die Farben ihrer Nationalflagge. Ich sehe nur den Fußball, die Mentalität, ihre Leidenschaft, den sportlichen Ehrgeiz. Deswegen mag ich diesen Verein.‘ Und noch etwas: Wenn man die Fußballvereine nach ihrer Geschichte beurteilt, dann könnten wir Israelis keinen einzigen europäischen Club und keine Nationalmannschaft anfeuern. Außerdem hat der FC Bayern München ja auch jüdische Wurzeln, wenn man an Kurt Landauer denkt; er wurde sogar als ‚jüdischer Verein‘ in der Bundesliga bezeichnet. Daran erinnern wir die Leute hier. Das macht es den Leuten leichter, den Verein anzufeuern und sich nicht schlecht wegen der deutschen Wurzeln zu fühlen. Und natürlich ist es mit einem Fußballverein einfacher als mit einer Nationalmannschaft, da dort ja Spieler der unterschiedlichsten Nationalitäten versammelt sind. Wer weiß, vielleicht wird dort irgendwann sogar ein israelischer Spieler spielen. (Vermutlich aber nicht in den nächsten zehn oder zwanzig Jahren.)

Für die beiden Fußballfans wendet sich hier gewissermaßen die *pars pro toto* zu einem Vorwurf seitens ihrer nicht fußballaffinen Mitmenschen: Die leidenschaftliche Unterstützung der deutschen Nationalmannschaft und des FC Bayern München wird den beiden als Identifikation mit dem Teil (*pars*) eines deutschen Ganzen (*totum*) ausgelegt. Riz und Proshtisky selbst beharren hingegen auf einer emotionalen Bindung an die Sportmannschaften, und nicht an die Nation, wie Riz betont:

Man muss verstehen, dass man sich seine Mannschaft nicht aussuchen kann; das ist das Einzigartige dabei, ein Fußballfan zu sein. Man knüpft eine Verbindung zu einer Mannschaft – wegen des Fußballs, nicht aus anderen Gründen.

Um den weniger fußballaffinen Israelis ihre Passion verständlich zu machen, verweisen sie auf die „jüdische“ Geschichte des Vereins, personifiziert in der Figur Kurt Landauers, und sogar auf die (ferne) Möglichkeit künftiger israelischer Mannschaftsmitglieder. Diese Deutung trennt die *pars* FC Bayern München vom *totum* Deutschland, indem die jüdische Vergangenheit (und möglicherweise israelische Zukunft) der Mannschaft hervorgehoben wird.

Die vorliegende Analyse zeigt, dass sich die Erklärung verschiedener Äußerungen und Sichtweisen in Bezug auf Bayern mit der Figur der *pars pro toto* recht weit treiben lässt; je mehr dieses Konzept aber gedehnt und durch unterschiedliche Deutungen strapaziert wird, desto geringer wird der Erkenntniswert.

Blicken wir tiefer und betrachten individuelle Lebenserfahrungen wie die der beiden Fußballfans, so zeigt sich, wie komplex die Beziehungen zwischen den Projektionsflächen Bayern, Deutschland und Israel für sie sind: Erst über ihre Begeisterung für die deutsche Nationalmannschaft wurden sie auf den bayerischen Verein aufmerksam; mit beiden identifizieren sie sich; gleichzeitig versuchen sie aber, sich vor ihrer Mitwelt von nationalen Assoziationen zu distanzieren. Die hier getätigte Gedankenspielerlei der *pars pro toto* mag auf den ersten Blick wie eine attraktive Erklärung wirken, zu einem tieferen Verständnis komplexer Wirklichkeitsbeschreibungen trägt sie aber nur bedingt bei.

Israel aus deutscher und bayerischer Sicht: „Alles ist ja anders, als man es sich gedacht hat.“

Mit Israel assoziieren die Befragten nach den hier vorliegenden Äußerungen oft „Gefahren“, „Kriege“, „Konflikte“. Julia Obermeier von der Hanns-Seidel-Stiftung erlebte zudem folgende Reaktionen:

Viele politisch interessierte Leute finden meine Aufgabe sofort wahnsinnig spannend und erkennen die politische Relevanz der Geschichte Israels. Wenn ich nun aber mit Kollegen aus der CSU oder aus dem Sicherheitsbereich spreche, ich war ja Mitglied des Verteidigungsausschusses des Bundestags, da sehen sehr viele Israel als Blaupause, als Vorbild – gerade was Technologien und besonders den Cyberbereich betrifft. [...]

Gerade in linken Intellektuellenkreisen stößt man immer wieder auf ‚Israelkritik‘ – ein stehender Begriff, den es in der deutschen Sprache in dieser Form in Bezug auf kein anderes Land gibt. Ich habe jedenfalls immer wieder die Erfahrung gemacht, dass das Thema ‚Israel‘ polarisiert. Beispielsweise habe ich einmal einen Vortrag für den außen- und sicherheitspolitischen Bezirksverband der CSU in Niederbayern gehalten. Da könnte man ja nun doch vermuten, dass der Teilnehmerkreis relativ homogen ist. Dennoch hat man bei den Fragen und Aussagen im Zuge der Diskussion gemerkt, wie sehr dieses komplexe Thema polarisiert und wie sehr es die Menschen von unterschiedlichen Seiten betrachten.

Obermeier führt die unterschiedlichen Äußerungen zu Israel auf die politische Orientierung und den beruflichen Kontext ihrer Gegenüber zurück, wobei die polarisierende Wirkung der Thematik für sie unabhängig vom soziopolitischen Kontext aufscheint – selbst im vermeintlich homogenen niederbayerischen CSU-Bezirksverband. Dabei verwendet sie „Israel“ im vorliegenden Auszug metonymisch und verknüpft damit explizit die technologische Vorreiterrolle Israels, implizit hingegen den israelisch-arabischen Konflikt; im Verständnis-horizont unseres Gesprächs ist „Israel“ für sie ein interpretationsoffener Begriff, dessen unterschiedliche Konnotationen sich aus dem Kontext erklären.

Auch für Tal Niv dominiert der arabisch-israelische Konflikt die Wahrnehmung Israels:

Was man in Bayern oder Deutschland aus den Medien über Israel erfährt, das hinterlässt einen sehr einseitigen Eindruck. Ich sage nicht, dass es falsch ist, aber ein wirkliches Verständnis für den Konflikt entsteht daraus nicht. Einem Bayern den israelisch-palästinensischen Konflikt zu erklären, ist, wie einem Israeli einen nachhaltigen Energieverbrauch darzulegen – es geht einfach nicht. Wenn meine Eltern ins Allgäu kommen, ist das ganze Haus beleuchtet, die Heizung ist voll aufgedreht, die Fenster sind offen – ihnen Sparsamkeit im Energieverbrauch zu erklären ist so, wie wenn man den Deutschen den Nahostkonflikt darlegen will.

Mit diesem eigentlich absurden Vergleich versucht Niv, die Problematik des Nahostkonfliktes im deutsch-bayerischen Verständnishorizont auszudrücken und als *tertium comparationis*, also als Vergleichsmoment, die Komplexität beider Sachverhalte hervorzuheben, zu deren Verständnis es neben dem nötigen Wissen auch einer gesellschaftlichen Sensibilisierung bedarf.

Während sich diesen Ausführungen zufolge einseitige Urteile über den Nahen Osten aus der Entfernung aufrechterhalten lassen, beobachtet Pater Matthias in Israel selbst, wie fehlendes Wissen und Verständnis gerade die Pilgerinnen und Pilger, für die sich sein Orden verantwortlich fühlt, vor Ort einholt:

Für viele, auch für diejenigen, die sich intensiver mit Kirche, Glaube und Religion befasst haben, wenn die mit der Bibel in der Hand durchs Land gehen, erleben sie einen Schock nach dem anderen. Alles ist ja anders, als man es sich gedacht hat. Da ist Golgatha viel zu nahe an der Grabkammer, Bethlehem hat wirklich nichts mit einem Stall zu tun und mit ‚Stille Nacht‘ auch nichts. [...] Die Pilger sind so mit ihrer Welt befasst, dass sie manchmal gar nicht wahrnehmen, wo sie hier eigentlich sind. Die nehmen gar nicht wahr, dass sie mitten im Nahen Osten in einer Konfliktregion sind. Das mag schon im Hintergrund sein, wenn sie die Soldaten sehen und im Hintergrund die Angst ist: ‚Ist hier jetzt Krieg? Geht’s jetzt wieder los?‘ Also viele sind da wirklich stark gefordert, alles

einzuordnen. Das geht dann soweit, dass sie alles durcheinanderwerfen und im Gespräch sagen ‚die Kirche der Juden‘, wenn sie die Synagoge meinen; da kommt so viel auf sie zu, dass sie oft heillos überfordert sind.

Gerade wir gutbayerischen Katholiken sind [...] schon überfordert in der Begegnung mit den vielen Denominationen christlicher Couleur; dann ist man zwar in einer Kirche, aber dann sieht die Kirche auch ganz anders aus, sodass man sich denkt: ‚Ist das nun noch eine Kirche?‘ Hinzu kommt auch noch, dass man ihnen immer wieder sagt: ‚Jesus war Jude, Maria war Jüdin, die Apostel waren Juden, hier ist unsere Wurzel.‘ Das ist vielen bayerischen Katholiken, obwohl sie es in der Schule vermutlich gelernt haben, nicht bewusst.

Pater Matthias schildert die unerwartete Gleichzeitigkeit des biblischen und des zeitgenössischen Israel, mit der die Pilgerinnen und Pilger konfrontiert werden. Israel präsentiert sich ihnen als mannigfaltiger Widerspruch, auf den sie mit „Schock“, „Überforderung“ und „Verwirrung“ reagieren. Der Pater, der sich während der Zweiten Intifada in Jerusalem aufhielt, reflektiert aber auch seinen eigenen Umgang mit diesen widersprüchlichen Realitäten:

Man hat den Konflikt und da ist die Mauer und das Militär und acht Kilometer daneben geht man in die Shopping-Mall und zum Friseur oder ins Freibad und hört dabei unter Umständen sogar die Schüsse. Manchmal denkt man sich dann: Sind wir da ganz roh gewesen, hat uns das Schicksal nicht berührt?

Mit der polysyndetischen Aneinanderreihung („und ... und ...“) der hier genannten Elemente aus den scheinbar gegensätzlichen Sachfeldern „Konflikt“ und „Alltag“, die für Pater Matthias den Jerusalemer Alltag in dieser Zeit definierten, wird die Widersprüchlichkeit gleichzeitig wahrgenommener israelischer Realitäten deutlich. Der Pater führt weiter aus, wie er und seine Ordensbrüder mit konkreten Situationen inmitten der Altstadt umgingen:

Das mag sich jetzt komisch anhören: Natürlich mussten immer alle Menschen ihr Leben fortführen, das war auch bei uns in der Dormitio Abtei so. Wir haben nach-

mittags Kaffee getrunken, dann war plötzlich eine Explosion, Sirenen, dann gab es Hubschrauber – und dann war klar: wieder ein Attentat. Wir aber haben trotzdem in aller Ruhe – in Anführungsstrichen – unseren Kaffee weitergetrunken und unseren Kuchen fertig gegessen, weil wir – machtlos – irgendwo auch nichts ändern konnten.

Seiner Schilderung schickt Pater Matthias die Bemerkung voraus, dass sie sich „komisch anhören“ mag. Er reflektiert also, dass die Äußerung je nach zeitlich und örtlich gebundenem Erfahrungshorizont der Rezipienten als erwartbar oder ungewöhnlich interpretiert werden könnte.

„Konflikt“ und „Alltag“ verschmelzen in seiner Darstellung. Bei der selbstkritischen Reflexion seines Verhaltens in diesen Situationen stellt er die empfundene Machtlosigkeit der Frage nach der inneren Verrohung gegenüber.

Vor dem Hintergrund seiner eigenen Aussagen unterscheidet sich der Pater von den Pilgerinnen und Pilgern, da er gelernt hat, die inneren und äußeren Widersprüche eines Lebens in Jerusalem zu akzeptieren und so dem Zustand des „Schocks“ und der „Überforderung“ zu entgehen. Doch auch er kann die alltäglichen Dilemmata nur hinnehmen, nicht verstandesmäßig auflösen.

So verschieden, polarisierend und einseitig viele israelbezogene Äußerungen aus Deutschland und Bayern ausfallen mögen, sie lassen sich – ob sie nun aus der niederbayerischen CSU, einem Allgäuer Bergdorf oder aus „linken Intellektuellenkreisen“ stammen – in Anlehnung an eine Äußerung des Paters Matthias vielleicht auf folgenden Nenner bringen: Vor Ort ist in Israel alles anders, als man es sich im Vorfeld gedacht hat.

Von „Planern“ und „Machern“: die Mentalität und ihre Tücken

In den Gesprächen über Israel und Bayern versuchten die Interviewten immer wieder, israelische und bayerische oder deutsche Mentalitäten zu bestimmen und voneinander abzugrenzen. Dies geschah unter expliziter Bezugnahme auf den Terminus „Mentalität“ oder auch unter der beiläufigen Verwendung sprachlicher Marker, die ein Kollektiv bezeichnen, wie etwa „wir Deutsche“ oder „typische Israelis“. Im allge-

meinen Sprachgebrauch meint „Mentalität“ dem Duden zufolge „eine besondere Art des Denkens und Fühlens“.²

Julia Obermeier umschreibt eine israelische Mentalität vor allem mit Bezug auf Tel Aviv mit den Adjektiven „liberal“, „fortschrittlich“, „chaotisch“ und „facettenreich“; die bayerische im Vergleich dazu als „konservativer“, „ruhig“, „gemächlich“, auf Effizienz bedacht und homogener. In ihrer Darstellung stehen die Israelis als „Macher“ den Deutschen als einem Kollektiv von „Planern“ gegenüber.

Für Pater Matthias treten hingegen folgende Aspekte in den Vordergrund:

Sie [d. i. Israelis und Palästinenser] sind überdurchschnittlich positiv eingestellt. Es gibt für alles eine Lösung, es geht immer weiter. Ich will jetzt die Oberpfalz nicht schlecht machen, aber wir sind in der Oberpfalz nicht so positiv eingestellt. Das Schöne ist auch, dass nichts perfekt sein muss, um Freude zu haben, um glücklich zu sein. Das könnte die Welt hier wirklich lernen. So, wie ich Deutschland wahrgenommen habe, steht immer der Perfektionismus im Vordergrund und alles muss immer sehr gut und stimmig sein und ich ticke ja selbst auch so.

Der FC Bayern-Fan Tsvika Riz konstatiert mit Blick auf die Welt des Fußballs:

Ich denke, dass die Mentalitätsunterschiede heute gar nicht mehr so groß sind; schließlich leben wir einer globalisierten Welt. Früher, in den neunziger Jahren, konnte man stärkere Unterschiede in den Mentalitäten beobachten: Die deutsche Nationalmannschaft war bekannt dafür, hart zu arbeiten, effizient zu sein, einen Plan auszuarbeiten und sich an ihn zu halten und die Nerven in kritischen Situationen zu bewahren.

Der Bergführer Tal Niv wiederum beschreibt seine israelischen Gäste wie folgt:

Die jungen Israelis kommen hauptsächlich, um Kurse zu belegen. Sie bringen oft diesen in meinen Augen ty-

² URL: <https://www.duden.de/rechtschreibung/Mentalitaet>, (letzter Zugriff: 10.01.2021).

pisch israelischen ‚Drive‘ mit, so effizient wie möglich das Notwendigste zu lernen, um nachher selbstständig zu sein. [...] Israelis kommen, um sich anzustrengen, um sich etwas zu beweisen. Sie sind relativ jung. Daran ist unser Kursprogramm angepasst; es ist sehr intensiv, sehr intim. Diejenigen, die eine Eis- oder Felsausbildung hier absolvieren, die kommen, um wirklich zu schwitzen. Wenn sie am Ende des Tages nicht völlig erschöpft sind, dann denken sie, sie haben ihre Zeit verschwendet. Diese Mentalität ist meinen deutschen Kollegen oft fremd: Wenn meine deutschen Kollegen israelische Gruppen führen, habe ich oft gemerkt, dass ein ‚Standardjob‘ hier nicht ausreicht; die israelischen Gäste haben eben sehr hohe Ansprüche – nicht immer sehr hohe Fähigkeiten, aber immer sehr hohe Anforderungen. Das ist eine Eigenheit dieses Publikums und dieses Marktes. Für die anspruchsvollen Führungen am Mont Blanc oder am Matterhorn reicht der ‚Standardjob‘ – aber Kurse müssen für Israelis besonders anspruchsvoll sein. Sie wollen keinen Urlaub, sie trinken keinen Alkohol am Abend – ganz anders als Gäste aus Österreich oder der Schweiz.

Die Interviewten scheinen mit ihren Beschreibungen und Bewertungen der bayerischen und deutschen sowie israelischen Mentalitäten auf den ersten Blick Ähnliches zu meinen, also gewissermaßen in dieselbe assoziative Kerbe zu schlagen. Bei genauerer Betrachtung ergeben sich jedoch Unterschiede: Während für Julia Obermeier Liberalität und Fortschrittlichkeit die israelische Mentalität ausmachen, stellt Pater Matthias den israelischen Optimismus und die Gelassenheit im Umgang mit Fehlern heraus; die FC Bayern München-Fans beschreiben zwar Effizienz und Beherrschtheit als Eigenschaften der früheren Nationalmannschaft und nähern sich damit der Wortwahl Julia Obermeiers an; gegenwärtig stellen sie zwischen einzelnen Fußballmannschaften jedoch kaum mehr Mentalitätsunterschiede fest. Tal Niv wiederum registriert eine besonders hohe Leistungsmotivation bei seinen israelischen Kunden und schreibt ihnen Effizienz, den Willen zu harter Arbeit und die Bereitschaft zum Verzicht zu. Für ihn zeichnen sich Israelis also gerade durch solche Eigenschaften aus, mit denen in den anderen Gesprächen die *deutsche* oder *bayerische* Mentalität markiert wurde.

Einen Konsens über eine deutsche, bayerische oder israelische Mentalität kann dieser Beitrag offensichtlich nicht herstellen, wohl aber die Tücken dieses Konzeptes darlegen: In der Hochzeit der Mentalitätsforschung, die von den sechziger Jahren bis in die achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts andauerte, wurde die Mentalität als unterliegende bewusste und unbewusste Struktur betrachtet, die ein Kollektiv von einem anderen in Zeit und Raum unterscheidet. Die Mentalität sollte erklären, warum „wir“ uns in ähnlichen Situationen anders als „Andere“ verhalten – oder, um Jacques Le Goff zu paraphrasieren, was eine Münchnerin mit einem Niederbayern gemeinsam hat. Während der Begriff Einzug in den allgemeinen Sprachgebrauch hielt, verabschiedete sich die Wissenschaft in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts von diesem Konzept: Es vereinfache komplexe soziale Realitäten zu sehr, sei in seiner Definition zu vage, reduziere Menschen auf ihr „Sein“ statt auf ihr „Tun“ und sei als Erklärungsansatz zu deterministisch.³

Nun soll keineswegs geleugnet werden, dass sich die Existenzbedingungen der Menschen in Bayern und Israel in Raum und Zeit deutlich unterscheiden, wie Tal Niv anhand eines Beispiels ausführt:

Zuerst einmal muss man sagen, dass die Menschen in Süddeutschland, nicht nur in Bayern, es sehr sehr sehr gut haben. [...] Diese Region unterscheidet sich natürlich grundsätzlich vom Nahen Osten. In Bayern können die Menschen sich nur schwer vorstellen, dass es etwas gibt, wofür sie ihr Leben opfern würden. [...] Als ich in der Armee war, war mir immer sehr bewusst, dass es Dinge gibt, für die wir unser Leben opfern würden. Wenn ich versuche, solche Vorstellungen aus einer bayerischen Perspektive zu formulieren, dann ist das so, als würde ich chinesisch sprechen – hier wird das nicht richtig verstanden.

Doch nur, weil „Bayern“ oder „Israelis“ sich voneinander unterscheiden, heißt das nicht im Umkehrschluss, dass die Angehörigen dieser Kollektive über monolithische Einstellungen

³ Liv Egholm Feldt: Crises in Culture – A Conceptual History of Mentality. In: Per Durst-Andersen, Elsebeth F. Lange (Hg.): Mentality and Thought. North, South, East and West. Gylling 2010, S. 13, 18, 20f.

verfügen. Die fünf hier interviewten Personen bezeugen dies, indem sie in ihren Äußerungen die große Vielfalt ihrer Begegnungen abbilden.

„Das Land ist klein und doch groß.“

Pater Matthias bezieht sich mit diesem Satz auf Israel, das aus bayerischen Fernen klein und mit vereinfachenden Konzepten wie der „israelischen Mentalität“ und Schlagworten wie „Konflikt“ einfach erklärbar wirken mag. Aus der Nähe betrachtet wirken die Realitäten in Israel – und auch in Bayern – ungleich komplexer und entziehen sich starren Deutungsformen. In der vergleichenden Kulturtheorie gibt es die Ansicht, dass interkulturelle Grenzgängerinnen und Grenzgänger etwa drei Monate in einer anderen Gesellschaft benötigen, „dann bahnen sich die Probleme und Fragen einen Weg und schaffen eine neue Wirklichkeit.“⁴

Die Äußerungen des Pater Matthias, Julia Obermeiers, Tal Nivs, Tsvika Riz' und Idan Proshtiskys dokumentieren, wie unterschiedlich ihre Wahrnehmungen sind, wie „groß“ die Wirklichkeiten beider Länder erscheinen und in welch vielfältigen Beschreibungsformen sie sich uns zeigen.

Ein herzlicher Dank ergeht an Pater Matthias Karl, Julia Obermeier, Tal Niv, Tsvika Riz und Idan Proshtisky für ihre Gesprächsbereitschaft.

Nähere Informationen zu den erwähnten Einrichtungen finden Sie hier:

Tal Niv Bergschule: <https://www.mountainspro.com/de>

Hanns-Seidel-Stiftung in Israel: <https://israpal.hss.de/>

FC Bayern München-Fanclub in Israel: <https://de-de.facebook.com/BayernIsrael/>

Abtei Dormitio und Kloster Tabgha: <http://www.dormitio.net/>

BILDNACHWEIS
Abb. 1–4 Fotos: privat

⁴ Hans Jakob Roth: Kultur, Raum und Zeit. Ansätze zu einer vergleichenden Kulturtheorie. Baden-Baden 2020, S.60.

Lydia Bergida und Katrin Diehl

Münchner Juden,
das (ausgefallene)
Oktoberfest und Israel



Was in einer Lücke steckt

Wir hatten vor, eng beim Hier und Heute zu bleiben. Planten, wie so viele andere kreative Köpfe auch, diesem gemeinen Corona-Virus ein Schnippchen zu schlagen. Die Idee kam von Lydia. Lydia Bergida, Juristin, und auch Fotografin. Von ihr kämen die Fotografien, ich, Journalistin und Autorin, sollte die Texte beisteuern. Thema: Wie geht es jüdischen Münchnerinnen und Münchnern damit, dass es dieses Jahr kein Oktoberfest geben wird? Fotos von den Leuten in Tracht, dazu Interviews über den Wiesn-Schmerz ... Wir ahnten, dass dieses Projekt etwas hatte. Dass es geeignet war, auf unterhaltsame Art und Weise auf Normalitäten hinzuweisen: Ja, es gibt (natürlich!) auch jüdische Wiesn-Fans. Jüdische Wiesn-Fans unterscheiden sich (natürlich!) nicht von nichtjüdischen Wiesn-Fans. Und ja, ein

bisschen unterscheiden sie sich (natürlich!) doch.

Unser Projekt kam dann während der (ausgefallenen) Oktoberfest-Zeit als Ausstellung mit farbenfrohen Fotografien auf langen weißen Papierbahnen unter dem Titel „Judn ohne Wiesn“ ins Jüdische Museum München. Und je mehr wir uns mit dem, was wir da hinkommen hatten, auseinandersetzten, umso mehr fiel uns auf, dass in der Sache mehr steckte als vermutet.

Zum Beispiel Israel...

Genau. Greifen wir zum Beispiel das Thema „Israel“ heraus. Unsere Münchner „Models“, die sich für die Fotosession in ihre Lieblingstracht geworfen hatten, kamen immer wieder – mal in einem kleinen Halbsatz, mal recht ausführlich – auf



Foto: © Lydia Bergida

Israel zu sprechen. Auf wunderbare Weise haben sie es geschafft, zwischen diesem fernen wie nahen Land eine Verbindung herzustellen, die bis zur urbayerischen Wiesn zu Füßen der mächtigen Bavaria reichte. Was natürlich daran liegen konnte, dass unter unseren Wiesn-Fans auch ein paar Menschen waren, die in Israel geboren wurden, ein paar, die dort Familie, ein paar, die dort Freunde haben, ein paar, die dort einfach gerne Urlaub machen, und ein paar, die nichts als froh sind, dass es dieses Land gibt. Letzteres traf eigentlich auf alle zu.

Für alle, die Statistiken lieben, sei an dieser Stelle vermerkt: Von unseren knapp über 20 Befragten im Alter zwischen acht und achtzig haben über die Hälfte mindestens einmal das Wort „Israel“ in den Mund genommen. Übertroffen natürlich von Worten wie „Bier“, „jüdische Feiertage“, „Lederhose“, „Achterbahn“...

Der und der und die und die

Da ist also „der Sigi“. Sigi, im DP-Lager Föhrenwald geboren, arbeitet auf dem Münchener Flughafen und zwar dort, wo die El-Al Maschinen ankommen und abfliegen. Zur Oktoberfest-Zeit drängen natürlich auch israelische Wiesn-Fans in die Stadt. Sie fliegen her und ein paar Tage später wieder zurück. Manchmal würden sie dann ein wenig verändert aussehen, sagt Sigi. „Ihr Outfit ist ein bisschen abenteuerlich. Besonders die Kopfbedeckungen. Das geht vom Tirolerhut bis zu irgendeinem Bierdeckel.“ Sigi nennt das „Spätfolgen“ der Wiesn und überlegt, wie sich diese bayerische Mode wohl am nächsten Morgen am Tel Aviver Strand machen wird.



Fotos: © Lydia Bergida

„Der Ben“, der in München ein Grill-Restaurant betreibt, trägt die Lederhose, die ihm sein Personal geschenkt hat, sieht an sich herunter und findet das im Grunde doch sehr komisch: „Ein israelischer Jude mit Wurzeln in der ehemaligen Sowjetunion und jetzt in bayerischer Tracht...“ Adam, sein Sohn, Münchener und neun Jahre alt, konnte jedenfalls schon einmal sehr glänzen, als Freunde aus Israel da waren und er so ein passant den Fremdenführer gab. Was es mit der Wiesn auf sich hat, das weiß eben jedes Münchener Schulkind im Schlaf.

Auch „der Michi“, ein Münchener beim BR und um die 45 Jahre älter als Adam, hatte mal Besuch aus Israel, „die Orit,



meine Cousine“. Und die wollt halt unbedingt Achterbahn fahren, und „da ist meine Mama dann halt mit“. Hätte sie nicht sollen. Hat ihr einfach nicht gut getan. . .

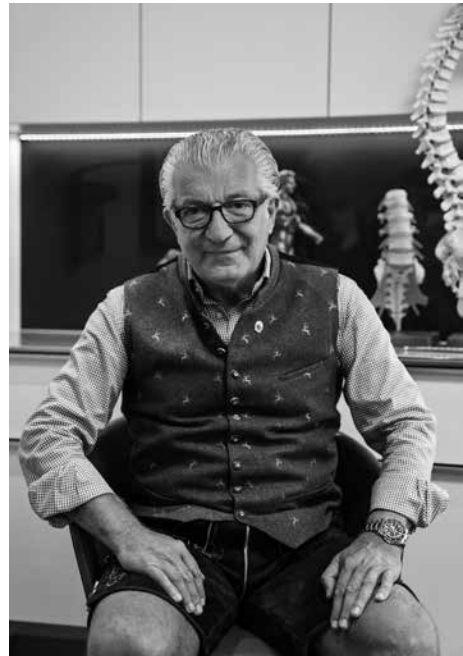
„Der Martin“, in Warschau geboren, ist ein wichtiger Arzt in München. Er erzählt seinen Patientinnen und Patienten immer so gerne und so begeistert von Israel, dass das fast schon heilsame Wirkung hat. Jedenfalls sind einige von denen schon mal dort hingereist und seitdem die größten Israel-Fans.

Dora, in München geboren, spürt vor allem, wenn sie bei der Verwandtschaft in Israel ist, „wie sehr ich Münchnerin bin“. Sie passe in diese Stadt, sagt sie, und sie passe auch auf die Wiesn. Elena wurde in Russland geboren. Als junge Frau machte sie Alija, und jetzt sind es auch schon wieder 20 Jahre, dass sie in München lebt. Und natürlich geht man

da auch auf die Wiesn. Yael, in Jerusalem geboren, hat es bisher versäumt, sich mal „live“ in Israel mit einem ihrer fünf Dirndl zu zeigen. Fotos von sich in Tracht auf der Wiesn gibt es natürlich schon und die lassen sich ja dann auch leicht übers Handy verschicken. Ihre Tochter dagegen, die gerade in Tel Aviv studiert, hat sich bei einem Uni-Fest, zu dem man „traditionell“ erscheinen sollte, zu aller Freude und ganz in echt in ihrem Dirndl gezeigt.

„Der Gil“, Student und ganz klar Münchner, vermisst die Wiesn sehr. Er liebt es, dort ausgiebig zu feiern. Wen er auch manchmal vermisst, ist seine Zwillingsschwester. Die ist gerade in Israel. Macht dort ihren Militärdienst.

Und „die Shulamit“! Shulamit wurde in Teheran geboren. Als kleines Mädchen ging sie mit der Familie 1975 nach Israel, seit 1998 lebt sie in München. Shulamit



hat es tatsächlich geschafft, nichts vom Oktoberfest zu wissen, bis sie selbst in München gelandet ist. Seitdem steht sie davor und staunt. „Diese Organisation!“, ruft sie und hat dabei sogar schon einmal darüber nachgedacht, ob sich die „Wiesn“ nach Israel exportieren ließe. Ginge wohl nicht. „Wegen der Sicherheit.“ Schade. „Der Vered“, in Tel Aviv geboren, seit 1990 in München zuhause, ist das enge, wilde Treiben auf der Wiesn ein wenig zu viel. Wirklich fremd ist es ihr nicht. „Das Schunkeln auf den Bänken oder Tischen, das kennt man ja auch von den Bars in Israel.“ „Partymachen“, das sei es, was auch viele Israelis zur Oktoberfest-Zeit nach München locke. Die landen dann am Münchner Flughafen, um ein paar Tage später wieder zurück zu fliegen. Manche mit seltsamen Dingen auf dem Kopf.



Markus Greif

Givat Brenner, Gauting und zurück: Ein deutsch-israelischer Schüler- austausch zwischen Erinnerungskultur und Jugendbegegnung

An dieser Stelle finden sich in den Münchner Beiträgen regelmäßig Berichte über die bereichernden Studierendenexkursionen nach Israel und anderen für die Geschichte des Judentums so wichtige Zentren. Diese Berichte verdeutlichen, dass die Beschäftigung mit der jüdischen Geschichte oder Israel-Studien nicht allein im akademischen Raum stattfindet, sondern dass hierfür die persönliche Begegnung mit Land und Menschen essenziell ist.

Aufgrund der COVID-19-Pandemie sind interkulturelle Begegnungen nur mehr äußerst eingeschränkt möglich. Dieser Moment der Stagnation soll genutzt werden, um Rückschau zu halten auf Entstehungsgeschichte, Konzept und Erfahrungen in einem schon seit vielen Jahren laufenden Projekt zum Schüleraustausch zwischen dem Otto-von-Taube-Gymnasium in Gauting und der Givat Brenner Regional School, einer Highschool, die im gleichnamigen Kibbuz südlich von Rechovot angesiedelt ist.

Gauting, Station des Dachauer Todesmarsches 1945, Standort einer Lungenklinik, in der in den ersten Nachkriegsjahren mehrere tausend DPs und somit auch jüdische Holocaustüberlebende behandelt wurden – der Jüdische Friedhof von Gauting, der für diese späten Opfer des Genozids angelegt wurde, legt beredt Zeugnis ab von diesem Kapitel der Lokalgeschichte – beschäftigt sich seit 1985 in bemerkenswerter Weise mit der eigenen historischen Verantwortung: Schulisches, bürgerchaftliches und politisches Engagement bauten enge Kontakte zu Überlebenden des Todesmarsches, an den heute eine Reihe von Denkmälern von Dachau bis Waakirchen und alljährliche Gedenkveranstaltungen erinnern, auf. Am Otto-von-Taube-Gymnasium Gauting finden bereits seit 1999 Zeitzeugenbegegnungen mit den Holocaustüberlebenden Uri Chanoch oder Abba Naor statt und werden von den Schülerinnen und Schülern als beeindruckend und prägend wahrgenommen.



Etabliert wurde der Schüleraustausch von Hans-Joachim Stumpf, damals Mitarbeiter in der Schulleitung und heute Vorsitzender des Vereins ‚Gedenken im Würmtal‘. Uri Chanoch und Abba Naor stellten den Kontakt zur Givat Brenner Regional School her, konzipierten 2006 den Austausch in seiner Urform und erfüllten ihn mit Leben: Eine Gruppe von bis zu 15 Schülerinnen und Schülern aus Givat Brenner besucht seitdem jährlich Ende Juli für etwa eine Woche ihre Gautinger AustauschpartnerInnen, nimmt am Schulleben teil und gewinnt in den gemeinsamen Tagen mit einem abwechslungsreichen Besichtigungs- und Ausflugsprogramm einen unmittelbaren Eindruck vom Leben ihrer gleichaltrigen Jugendlichen. Das gemeinsame Erlebnis, Diskussionen zwischen den beiden Gruppen sowie Gespräche einzelner TeilnehmerInnen mit ihren AustauschpartnerInnen und deren Familien stehen dabei im Fokus um nicht zuletzt das Dekonstruieren und Korrigieren von Stereotypen, Vorurteilen und Fremdbildern zu ermöglichen. Im Anschluss an diese intensive Begegnung nahmen die Schüler bis vor wenigen Jahren noch an einer zweiwöchigen internationalen Jugendbegegnung in Dachau teil, an der wiederum auch Abba Naor als Zeitzeuge beteiligt war.

Im Herbst reisen dann die Gautinger Schülerinnen und Schüler der 12. Jahrgangsstufe nach Givat Brenner, besuchen die dortige Schule und lernen in einem mehrtägigen Besichti-

1 Abba Naor beim Abschiedsfest unter Freunden

gungsprogramm einen kleinen Ausschnitt des vielfältigen Landes kennen. Das Besichtigungs- und Ausflugsprogramm wurde im Laufe der Jahre immer wieder verändert: Während in den ersten Jahren ein Fokus auf dem Norden des Landes lag und dabei auch ein Besuch in einem drusischen Dorf interessante Einblicke in die ethnische wie kulturelle Diversität gewährte, wanderte dieser später gen Süden, in allen Jahren standen freilich Tel Aviv-Jaffa und Jerusalem immer auf dem Reiseplan, ebenso ein Besuch der Holocaustgedenkstätte Yad Vashem.

Ab dem Schuljahr 2015/16 erfuhr der Austausch neue inhaltliche und organisatorische Impulse. Er wurde verknüpft mit einem P-Seminar (Projekt-Seminar zur Studien- und Berufsorientierung), das eine intensivere Vorbereitung auf die Reise ermöglichte. Ausgangspunkt aller Begegnungen mit Israel war die Erinnerungsarbeit in Gauting. Schon seit dem ersten Gedenkzug an den Dachauer Todesmarsch 1998 hatten sich Schülerinnen und Schüler daran engagiert. Ebenso nehmen diese seit 2007 am jährlichen Totengedenken auf dem Jüdischen Friedhof zu Gauting mit feierlicher Namenslesung der dort ruhenden späten Opfer des Nationalsozialismus. Seit 2015 nun gehen Inhalte und Formen des Gedenkens bei diesen beiden Veranstaltungen immer stärker in die Verantwortung der beteiligten Jugendlichen über, neue Orte und Formen der Erinnerungsarbeit werden genutzt. So nimmt das P-Seminar regelmäßig am ‚Tag der Quellen‘ im Münchner Volkstheater teil, um Münchner Schülerinnen und Schülern selbst ausgewählte Texte von jugendlichen Opfern und Überlebenden des Holocaust auf der Theaterbühne näherzubringen.

Neue Formate der Erinnerungsarbeit traten im Laufe der Jahre hinzu: In den letzten Jahren machten mehrere Ausstellungen in Gauting Station, etwa die von der *Weißerose* Stiftung konzipierte Ausstellung zur Widerstandsgruppe *Onkel Emil*. Ruth Andreas-Friedrich und ihre Tochter Karin, beide Mitglieder dieser Gruppe und von der Gedenkstätte Yad Vashem als *Gerechte unter den Völkern* geehrt, lebten nach dem Krieg in Gauting und sind hier auch auf dem Friedhof beigesetzt. Die Töchter von Karin Friedrich wiederum sind ehemalige Schülerinnen unserer Schule. Am Beispiel des humanitär motivierten Widerstandes der Gruppenmitglieder, die verfolgten Juden in Berlin mit Unterschlupf, Verpflegung und Papieren zu helfen versuchten, diskutierten Schülerinnen und Schüler des P-Seminars mit Klassen der 9. Jahrgangsstufe die Rolle der individuellen Übernahme von Verantwortung in ei-

ner totalitären und gleichgeschalteten Gesellschaft. Grundlage dafür waren Textpassagen aus den Tagebuchaufzeichnungen von Ruth Andreas-Friedrich,¹ die im Projektunterricht zuvor erarbeitet wurden. Im Winter 2019 machte die Ausstellung 1948 zur Vor- und Gründungsgeschichte des Staates Israel Station. Neben der Vernissage samt historischer Einführung besuchte die israelische Generalkonsulin die Oberstufe; Jan Mühlstein, der ehemalige Vorsitzende der Liberalen jüdischen Gemeinde München Beth Shalom, las vor der 10. Jahrgangsstufe aus dem Tagebuch seines Onkels, der sich auf abenteuerlichem Seeweg noch im September 1939 nach Palästina retten konnte.

Die inhaltliche Beschäftigung mit der jüdischen und israelischen Geschichte findet ebenfalls Platz im Rahmen des P-Seminars, sodass die Teilnehmerinnen und Teilnehmer am Austausch durch Referat und gemeinsame Lektüre doch mit erheblichem Vorwissen nach Israel reisen und so auch befähigt sind, im Kontakt mit ihren Austauschpartnern und deren Familien durch Fragen ihr Verständnis von Geschichte und Land und Leuten gezielt zu vertiefen und in Ansätzen eine aus eigener Anschauung begründete Position in vielen Fragen auch des israelisch-palästinensischen Kernkonflikts einzunehmen.

Zur Arbeit im Seminar gehört auch die inhaltliche Vorbereitung auf die konkreten topographischen Ziele des Austauschs, die sich in den letzten Jahren als Programm verfestigt haben. So besuchen wir von Givat Brenner aus natürlich Jaffa und Tel Aviv und gehen in einem von Shlomi Chanoch, Mitglied im *Comité International de Dachau* und selbst Vertreter der sogenannten zweiten Generation, geführten Spaziergang von Jaffa über Neve Zedek bis zum Rothschild-Boulevard, dem Herzen Tel Avivs, und spüren so der viertausendjährigen Siedlungsgeschichte des Ortes nach. Ein besonderes Anliegen unseres Guides ist es gerade am Beispiel Jaffa zu zeigen, dass im israelischen Alltag ein friedliches Neben- und Miteinander von arabischen und jüdischen Israelis möglich ist. Mit geschärftem Blick erkennen und erkunden die Schüler den besonderen Charakter Jaffas, aber auch die kuriosen Spuren deutscher Templer mit ihren für die Region atypischen Satteldächern, die sich nur selten einer Schneelast erwehren muss-

¹ Ruth Andreas Friedrich: *Der Schattenmann, Tagebuchaufzeichnungen 1938–1948*. Mit einem Nachwort von Jörg Drews, Frankfurt a. M. 2016.



2 Israelische und
deutsche Schüler in
Jaffa

ten, amerikanische Holzhäuser in der *Colony*, die Reste des ersten Freiluftkinos in Neve Zedek und nicht zuletzt die ungebremsste Bauwut, die Tel Aviv als einzige Großbaustelle erscheinen lässt. Die Gentrifizierung etwa von Neve Zedek und die unmittelbare Nachbarschaft von Obdachlosen, Fixern und Luxusapartmenthäusern am Südwestende des Rothschild-Boulevards nehmen die jungen Leute ganz bewusst wahr und damit auch die doch erheblichen sozialen Spannungen, die die israelische Gesellschaft prägen. Das geschäftige Treiben auf dem Carmel-Markt und die stets entspannte Atmosphäre am Strand von Tel Aviv empfinden die Schülerinnen und Schüler nach einer langen Tour durch 4000 Jahre Geschichte als spannenden Abschluss, verdeutlichen diese Orte doch auch das Liberale und Kosmopolitische der Metropole Tel Aviv.

Mit dem Besuch Jerusalems wird den jungen Besuchern schnell klar, dass Israel von Gegensätzen geprägt ist, die in dieser Stadt kumulieren. Die historische Altstadt mit Grabeskirche, Tempelberg und Klagemauer und den vier Stadtquartieren tragen schon Widersprüche in sich, ebenso – zumindest für säkulare bayerische Gymnasiasten – die vielfältigen Formen religiöser Kontemplation, wie sie etwa in der Grabeskirche oder an der Klagemauer gelebt werden. Nach einem Tag in

Tel Aviv kommt den Schülerinnen und Schülern Jerusalem – zumindest die Altstadt – wie eine andere Welt vor. Regelmäßig fahren wir auch zur Knesset, um das einseitige Bild von Jerusalem, das der alleinige Besuch der Altstadt vermitteln würde, zu korrigieren. So empfinden die meisten Jugendlichen den Tag in Jerusalem zwar als spannend und interessant, doch spricht sie das liberale Lebensgefühl Tel Avivs deutlich mehr an als die Atmosphäre Jerusalems.

Anschließend verlassen wir für zwei Nächte unsere Gastfamilien und fahren per Bus über Arad nach Masada und steigen über die römische Rampe zur imposanten Palastfestung auf. Historische Referate und ein gemeinsamer Gang durch die Ausgrabung erschließen die Geschichte und die Bedeutung des Ortes in herodianischer und römischer Zeit einerseits, andererseits das israelische Selbstverständnis insbesondere in der Zeit nach der Staatsgründung, befördert durch die Ausgrabungen Yigael Yadin. Die atemberaubende Aussicht über das Tote Meer und Schwimmversuche in En Bokek hinterlassen zudem bleibende Eindrücke. Durch die Arava-Senke geht es nach Eilat. Allein die hier erlebbare unmittelbare räumliche Nähe Ägyptens, Jordaniens und Saudi Arabiens veranschaulicht die politisch prekäre topographische Lage Israels, das zwischen 1948 und 1973 militärische Konflikte mit diesen Ländern austrug.

Sicherlich ein Highlight der Fahrt in den Süden ist der Besuch des Timna-Parks: Ein munteres Krabbeln durch eine kupferzeitliche Mine, bizarre Sandsteinformationen oder die Reste eines ägyptischen Hathor-Tempels bleiben im Gedächtnis. Dass hier wieder Kupfer abgebaut wird, legt zudem beredtes Zeugnis von Israels Streben nach Autarkie ab. Auf dem Rückweg nach Givat Brenner legen wir regelmäßig Station in Mitzpe Ramon ein, um dem Maktesch Ramon auf uns wirken zu lassen, ein Besuch am Grab David Ben-Gurions nahe Sde Boker bringt uns zurück zu den zionistischen Wurzeln des Staates Israel. Nach einem Sonnenuntergang über dem Negev in Midreschet Ben Gurion geht es zurück in die Familien. In der Regel am Abreisetag besuchen wir die Givat Brenner School mit ihren Klassen und reflektieren in einer Abschlussrunde mit unseren israelischen Gastgebern über unsere gewonnenen Eindrücke der letzten Woche. Im Anschluss daran fahren wir nach Yad Vashem, besichtigen in aller Ruhe die historische Ausstellung und die Gedenkorte im Außengelände und suchen dort unsere Anknüpfungspunkte: Die Erinnerungstafeln

im *Garten der Gerechten unter den Völkern* für Ruth Andreas-Friedrich und ihre Tochter Karin Friedrich, in der *Memorial Cave* die erst vor wenigen Jahren gestiftete Tafel mit den Namen der Toten, die auf dem jüdischen Friedhof zu Gauting beigesezt sind und letztendlich das von Hubertus von Pilgrim geschaffene und auch in Yad Vashem errichtete Denkmal in Erinnerung an den Dachauer Todesmarsch. So schließt sich hier ein Kreis, der ein Jahr zuvor für die Schülerinnen und Schüler mit der Gedenkfeier am Gautinger Friedhof begonnen hatte.

Nach dem Besuch der Gedenkstätten, insbesondere aber des *Denkmals für die Kinder*, sind die Jugendlichen tief bewegt, ja ergriffen, die Anspannung fällt erst im Bus nach Verlassen der Gedenkstätte langsam ab. Wenn noch Zeit bleibt, machen wir auf der Rückfahrt nach Givat Brenner einen letzten Stopp – in Har Adar. Ein Berg, der als Radarstation für die Briten in der Mandatszeit, für die Jordanier von 1948 bis 1967 und für die israelischen Verbände, die die Station erst im Sechstagekrieg einnahmen, eine besondere Bedeutung hatte. Von der martialischen Gedenkstätte auf dem Hügel eröffnet sich ein faszinierender und aufschlussreicher Blick: Der fruchtbare Küstenstreifen mit Tel Aviv im Westen, den östlichen Ausläufern Jerusalems im Südosten und Ramallah im Nordosten. Geschichte und Topographie dieses von hier ‚überschaubaren‘ Landes werden hier begreifbar. Ein Abschiedsfest mit den israelischen Austauschpartnern schließt jeden Austausch ab.

Im Zentrum eines jeden Schüleraustausches steht freilich die Begegnung von Menschen zweier Nationen, die in ihrer Neugier auf ‚die Anderen‘ vereint sind. Bei ihrer ersten Begegnung auf dem Flughafen München überwinden die Jugendlichen der beiden Gruppen schnell alle Schüchternheit, und schon in der S-Bahn Richtung Stadtmitte scheint es so, als ob sie seit Jahren in einer Klasse unterrichtet würden. Schnell entdecken sie ihre gemeinsamen Interessen, aber auch die Unterschiede, insbesondere in ihrer näheren Lebensplanung. Während die deutschen Schülerinnen und Schüler noch in der Phase der Studienorientierung sind, ihr Gap Year oder aber den Studienbeginn nach dem Abiturfest im Blick haben, steht für die israelischen Austauschpartner der Wehrdienst als nächste Stufe der Lebensplanung auf der Agenda. Dies ist ein Aspekt, der mit Aussetzung der Wehrpflicht unter den Jugendlichen in Deutschland aus dem Blickfeld gerückt ist. Viele Gespräche kreisen gerade um diese Unterschiede in der ‚Standardbiogra-

phie' der Jugendlichen in beiden Ländern und eröffnen auch den Weg hin zum offenen Austausch in gesellschaftlichen und politischen Fragen, die im Herbst beim Gegenbesuch in den israelischen Gastfamilien oft auch weitergeführt werden. Das Gefühl der latenten Gefährdungslage, das in der israelischen Gesellschaft immer präsent ist, wird zumeist durch den obligatorischen Schutzraum in den Wohnhäusern der israelischen Gastfamilien plastisch; dienen diese Räume doch oft als Gästezimmer – auch für die Gäste aus Gauting.

Auch von Schülerseite wahrnehmbare Unterschiede im Schulleben sind sicher zum einen das dreigliedrige Schulsystem in Deutschland, das einem Schüler einer israelischen Highschool fremd vorkommt. Uns Lehrkräften wiederum fällt der von einer geringeren Distanz geprägte Umgang zwischen israelischen Schülern und Lehrern auf, nicht zuletzt Resultat der im Ansatz egalitären zionistischen Gesellschaftsordnung bei der Staatsgründung Israels, die tradiertes hierarchisches Denken in Europa zurückzulassen versuchte. Bei uns Lehrkräften hinterließ eine Gedenkveranstaltung im Jahr 2015 einen bleibenden Eindruck, als wir auf dem Rabin-Platz vor dem Rathaus eher zufällig auf die Gedenkveranstaltung zum 20. Todestag von Jitzchak Rabin stießen: 80 000 Demonstranten, darunter zahllose jüdische wie arabische Pfadfindergruppen, die sich hier in einer gelösten, ja heiteren Atmosphäre trafen und damit ihrer Hoffnung auf ein Wiederaufleben des Friedensprozesses Nachdruck verliehen. So waren es weniger die Worte von Staatspräsident Rivlin, die sehr persönliche Gedenkrede Bill Clintons oder die per Video eingespielte Grußbotschaft des damaligen US-Präsidenten Barack Obama, die nachwirkten, sondern diese an dem Abend spürbare Bereitschaft der Menschen vor Ort, die Geschehnisse des Landes in eine friedvolle Richtung zu lenken.

Auch die Schülerinnen und Schüler erleben Israel durch die Begegnungen und Gespräche vor allem in den Gastfamilien in einer ganz anderen Art und Weise als das Israelbild, das sich aus der deutschen medialen Berichterstattung allgemein konstruiert und Israel primär als ‚Krisenregion‘ wahrnimmt. So erhalten die Jugendlichen die Chance auf einen unvoreingenommenen Blick auf das facettenreiche Leben in Israel – durch die Nähe zu den israelischen Gastfamilien freilich aus einer jüdisch-israelischen Perspektive.

Pädagogische Konzepte wie ein Schüleraustausch müssen sich auch an der Nachhaltigkeit der Maßnahme messen las-

sen. Aus den vielen Jahren des Austauschs kann man sicher das Fazit ziehen, dass bei den deutschen TeilnehmerInnen regelmäßig ein Interesse an Land und Menschen geweckt wurde, das weit über die Schulzeit hinausreicht: Dauerhafte Freundschaften, die auch über die sozialen Medien über die große Distanz gepflegt werden können, legen davon ebenso Zeugnis ab wie zum Teil regelmäßige gegenseitige Besuche in späteren Jahren. Das Thema Israel wirkt dabei bis in die deutschen Familien so weit nach, dass Gautinger SchülerInnen nach dem Abitur mit ihren eigenen Eltern nach Israel reisen, um auch ihnen diesen besonderen Zugang zum Land, den sie im Austausch gewonnen haben, zu eröffnen. Auch in den Studienfächern Journalismus und Politikwissenschaft, die einige ehemalige Teilnehmerinnen und Teilnehmer derzeit studieren, spiegelt sich die im Austausch und Seminar anvisierte Affinität zur Auseinandersetzung mit komplexen gesellschaftlichen und politischen Fragestellungen.

In den ersten Tagen des Corona-Lockdowns im Frühjahr 2020 erhielt ich ganz unvermittelt von einer ehemaligen Schülerin und Teilnehmerin an Seminar und Austausch folgende Nachricht: „Ich reflektiere momentan, in der ganzen freien Zeit, viel über all die Erlebnisse, die ich schon in meinen 19 Jahren erleben durfte. Israel war mit Abstand die schönste, interessanteste und prägendste Reise und dafür wollte ich mich noch einmal bedanken.“ – Verpflichtung und Ansporn zugleich, den Austausch nach Überwindung der Pandemie wieder mit Leben zu erfüllen.

BILDNACHWEIS
Abb. 1–2 privat

Sarah Lex

Begegnungen im BADEHAUS: 75 Jahre Föhrenwald und der Film „Von Zeit und Hoffnung“

In einer festlichen Jubiläumsfeier wurde am 18. Oktober 2020 der Einrichtung des jüdischen Displaced Persons-Camps Föhrenwald im Wolfratshauer Ortsteil Waldram gedacht – unter Einhaltung der pandemiebedingten Abstandsregeln und mit namhaften Gästen: Neben zahlreichen ZeitzeugInnen gaben sich der Kultusminister Michael Piazzolo, der ehemalige baye-
rische Ministerpräsident Edmund Stoiber und seine Gattin Karin sowie die israelische Generalkonsulin Sandra Simovich die Ehre.

Im Rahmen der Festlichkeiten wurde die neue Sonderausstellung „LebensBilder“ eröffnet, die Portraits der jüdischen ZeitzeugInnen der Geretsrieder Fotografin Justine Bittner zeigt. Begleitend ist das gleichnamige Buch entstanden, in welchem die Geschichte des DP-Lagers und 34 Biografien der ehemaligen Displaced Persons erzählt werden. Das AutorInnen-Team ist bunt gemischt: StudentInnen, Berufstätige



1 Frederik Holthaus, ein Mitglied des Vereins „Bürger fürs BADEHAUS Waldram-Föhrenwald e.V.“, betrachtet die Porträts der ZeitzeugInnen in der neuen Sonderausstellung „LebensBilder“.

2 Sebastian D'Huc (links) wirft zusammen mit dem Bundesfreiwilligen des Erinnerungsorts BADEHAUS, André Mitschke (rechts), einen Blick auf die Kameraeinstellungen.



und SeniorInnen arbeiteten ehrenamtlich an dieser zweisprachigen Publikation.

Auch der Film „Von Zeit und Hoffnung“ des Ickinger Studenten Sebastian D'Huc wurde erstmalig öffentlich präsentiert. Der 21-jährige Sebastian D'Huc konzipierte den Film gemeinsam mit Sybille Krafft, der Vorsitzenden des Vereins „Bürger fürs BADEHAUS Waldram-Föhrenwald e.V.“. Der Dokumentarfilm beinhaltet auch Szenen aus Videokonferenzen, die zeigen, wie vier junge Deutsche zwischen 18 und 25 Jahren Zeitzeug*innen in Israel und ihre Kinder bzw. Enkelkinder interviewten. Thematisiert wurden dabei die Erlebnisse während der Schoa und der Weg nach Föhrenwald, die meist unbeschwerten Kindheitserinnerungen an das DP-Camp, aber auch das Verhältnis zwischen Deutschland und Israel.

Die Zeitzeug*innen und ihre Angehörigen hatten eine wichtige Botschaft: Vor allem Joseph Pliskin ermahnte sie dazu, sich mit der Vergangenheit bewusst auseinanderzusetzen und sich nicht mit einer vermeintlichen „Gnade der späten Geburt“ zufrieden zu geben. Sein Vater überlebte als einziger in seiner Familie die Schoa in Polen und wurde danach leitender Arzt des bayerischen DP-Lagers. Joseph Pliskin ist mit seinen Eltern als Kind nach Israel ausgewandert und dort in die Fußstapfen seines Vaters getreten.

Die 75-Jahrfeier wurde von dem Tod von Chaim Bukszpan, einem der in der Sonderausstellung porträtierten Zeit-

zeugInnen, überschattet und machte somit schmerzlich bewusst, wie endlich diese Lebensgeschichten sind. Umso wichtiger ist der deutsch-israelische Austausch der nachkommen- den Generationen und die Tradierung der Erinnerung an die Schoa, so wie es der Erinnerungsort BADEHAUS als zivilge- sellschaftliches Projekt erfolgreich praktiziert.

BILDNACHWEIS
Abb. 1–2 privat

Hier können Sie sich
selbst ein Bild von der
Veranstaltung machen:



Nachrichten und Termine

Neues von Mitarbeitern und Absolventen / Veranstaltungen / Nachrichten vom Freundeskreis des Lehrstuhls

*Nachrichten und Termine
des Lehrstuhls für Jüdische
Geschichte und Kultur
(Prof. Dr. Michael Brenner)*

NEUES VON MITARBEITERN UND ABSOLVENTEN

Aufgrund der weiterhin angespannten Pandemie-Situation wird es auch im kommenden Semester nicht möglich sein, die bereits für letzten Sommer eingeladene israelische Schriftstellerin **Ayelet Gundar-Goshen** im Rahmen der Amos Oz-Poetik-Gastprofessur für Hebräische Literatur in München begrüßen zu können. Ihr Blockseminar zum Thema „Writing the Nation’s History – Israeli Literature across the Generations“ muss um ein weiteres Jahr auf das Sommersemester 2022 verschoben werden.

Trotz der anhaltenden Einschränkungen in Forschung und Lehre gibt es aber auch viel Erfreuliches zu berichten:

Prof. Michael Brenner wurde für seine herausragende wissenschaftliche Leistung in der Erforschung des Judentums mit dem Baron-Preis ausgezeichnet.

Der Preis, der 2020 das erste Mal vergeben wurde, wird von der Knapp Family Foundation gemeinsam mit der Universität Wien am 25. Mai 2021 verliehen.

Dr. Philipp Lenhard erhielt von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften für seine Dissertation *Volk oder Religion? Die Entstehung moderner jüdischer Ethnizität in Frankreich und Deutschland, 1782–1848* (Vandenhoeck & Ruprecht, 2014) den Max-Weber-Preis 2020.

Die Lehrveranstaltung „Podcasten für HistorikerInnen“, die **Dr. Daniel Mahla** in Kooperation mit Philipp Grammes vom Bayerischen Rundfunk am Historischen Seminar angeboten hat, wurde mit dem Lehrinnovativpreis 2020 der LMU ausgezeichnet. Im Rahmen der Seminare „Israel im Podcast“ (WS 2018/19) sowie „Juden in Deutschland nach 1945“ (WS 2020/21) produzierten die Studierenden Podcasts, deren hohes Niveau von der Jury besonders gelobt wurde. Über die Webseite des Lehrstuhls (<https://www.jgk.geschichte.uni-muenchen.de/podcast>) sind folgende studentischen Beiträge, neben zahlreichen weiteren, abrufbar:



Frauen im israelischen Militär

Ein studentischer Beitrag von Fiona Fischer, David Grillenberger und Benjamin Brown



Äthiopische Juden in Israel

Ein studentischer Beitrag von Sandra Bandemer, Tanja Huber und Clara Multerer

Im Rahmen des auf mehrere Jahre angelegten Editionsprojekts der Gesammelten Schriften des Sozialwissenschaftlers Friedrich Pollock, das **Philipp Lenhard** am Lehrstuhl durchführt, ist soeben im Freiburger ça ira-Verlag der zweite Band *Schriften zu Planwirtschaft und Krise* erschienen. Parallel dazu erscheint bereits die zweite Auflage des ersten Bandes.

Wir gratulieren **Dr. Dana von Suffrin**, deren Dissertation *Pflanzen für Palästina! Naturwissenschaften im Jischuw, 1900–1930* von Prof. Michael Brenner mitbetreut wurde, zu den zahlreichen Auszeichnungen für ihren Erstlingsroman *Otto* (Kiepenheuer & Witsch, 2019). Dazu gehören der Debütpreis des Buddenbrookhauses, der Ernst Hofe-richter-Preis, der Bayerische Kunstförderpreis in der Sparte Literatur und der Friedrich-Hölderlin-Preis der Stadt Bad Homburg.

VERANSTALTUNGEN

Rückblick

Auch wenn im vergangenen Semester sämtliche Veranstaltungen virtuell stattfinden mussten, ist es umso erfreulicher, dass dadurch auch ein bundesweites und internationales Publikum erreicht werden konnte.

An der Yerushalmi Lecture, welche am 16. Dezember 2020 als Webinar in Kooperation mit der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern stattfand und bei welcher **Prof. Robert Jütte** zum Thema „Und sie sollten sie plagen mit allerlei Seuchen-Krankheiten und Schmerzen‘. Epidemien in der jüdischen Geschichte“ sprach, nahmen über 100 Interessenten teil.

Den Vortrag von **Prof. Israel Finkelstein** „Jerusalem in Biblical Times“, der in Kooperation mit der Evangelischen Stadtakademie und dem Institut für vor- und frühgeschichtliche Archäologie und provinzialrömische Archäologie an der LMU am 21. Januar 2021 stattfand, hörten über 200 Interessierte. Zudem werden diese und andere Veranstaltungen im Internet im Audio- und Videoformat zahlreich abgerufen.

Das am 17. November 2020 erstmals stattfindende virtuelle Forschungskolloquium Israel und der Nahe Osten, welches vom Zentrum für Israel-Studien (LMU München) und dem Ben-Gurion-Lehrstuhl der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg organisiert

wird, erfreute sich ebenfalls einer regen Teilnahme. Das Kolloquium wird zukünftig zwei Mal im Semester stattfinden und DoktorandInnen und WissenschaftlerInnen aus dem gesamten deutschsprachigen Raum die Möglichkeit bieten, neue Forschungsarbeiten und -ansätze zu diskutieren.

Für Nachfragen und Anmeldung zum Forschungskolloquium kontaktieren Sie bitte: daniel.mahla@lmu.de

Im Wintersemester organisierte und leitete **Julia Treindl** an mehreren Terminen gemeinsam mit der MB-Dienststelle Oberbayern Ost, dem Münchner Zentrum für Lehrerbildung sowie mit der Lehrinheit Politische Bildung der LMU virtuelle Fortbildungsveranstaltungen zum Thema „Antisemitismus in der Schule“. Studierende, ReferendarInnen und LehrerInnen wurden darin geschult, antisemitische Ideologieförmungen zu erkennen. In Workshops und Vorträgen wurden Präventions- und Interventionsmöglichkeiten bei antisemitischen Vorfällen vermittelt.

Darüber hinaus fand unter der Leitung von Julia Treindl am 28. und 29. Oktober eine virtuelle Lehrerfortbildung zum Thema „Israelische Gesellschaft(en)“ statt. In Form von Vorträgen, Diskussionen und Workshops wurden ein vertiefender Einblick in die israelische Gesellschaft sowie Impulse zur Einbindung in den Unterricht vermittelt. Ferner organisierte Julia Treindl am 3. Dezember 2020 gemeinsam mit

der Bayerischen Museumsakademie eine Online-Fortbildung zum Thema „Fenster in die Vergangenheit. Digitale Archive in Geschichtswettbewerben und im Schulunterricht“.

Trotz der erschwerten Bedingungen konnten auch im letzten Semester zahlreiche Abschlussarbeiten fertiggestellt werden: **Lukas Ruser** hat seine Masterarbeit über israelische Wahrnehmungen des Mauerfalls und der deutschen Wiedervereinigung eingereicht. **Madeleine Rieger** schrieb ihre Bachelorarbeit zum Thema „Reaktionen der deutsch-jüdischen Orthodoxie auf die nationalsozialistischen Gesetzgebungen von 1933–1935“, und **Beverly Fietzek** hat das Leben und Sterben im Dachauer KZ-Außenkommando Mühldorf zum Thema ihrer Arbeit gemacht. In ihren Zulassungsarbeiten zum Staatsexamen befassten sich **Anna Kellner** mit den Beziehungen zwischen jüdischer Orthodoxie und Zionismus, während **Christina Grabl** das Verhältnis zwischen osteuropäischen und deutschen Juden in München beleuchtet. Herzlichen Glückwunsch an alle AbsolventInnen!

Sehr erfreulich sind auch die Studierendenzahlen, die im letzten Semester in der Jüdischen Geschichte verzeichnet werden konnten: Insgesamt haben sich 385 Studierende für die Seminare, Vorlesungen und Sprachkurse der Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur angemeldet.

Vorschau

Auch wenn die ursprünglich für 2020 geplante internationale Konferenz „The Final Chapters: Twentieth Century Jewish Communities in the Muslim World. Comparative Perspectives“ wegen zu großer Planungsunsicherheiten um ein weiteres Jahr verschoben werden muss, sind für das Sommersemester wieder zahlreiche Online-Veranstaltungen geplant.

Beginnen werden wir am 20. April 2021 mit einer Buchvorstellung: **Lilly Maier**, die am Lehrstuhl ihre Dissertation schreibt, stellt um 19 Uhr ihr soeben im Molden-Verlag erschienenen Buch *Auf Wiedersehen Kinder! Ernst Papanek – Revolutionär, Reformpädagoge und Retter jüdischer Kinder* vor.

Den diesjährigen Scholem-Alejchem-Vortrag auf Jiddisch hält **Dr. Diego**



Diego Rotman (Foto: privat)

Rotman, Leiter des Departments für Theaterwissenschaften an der Hebräischen Universität in Jerusalem. Unter dem Titel „Geschichte ungebeter Gäste: Dzigana und Shumacher in Israel“ stellt Rotman das vielfältige und umfangreiche Schaffen der beiden jiddischen Schauspieler, Komiker und Satiriker vor. Die Veranstaltung findet am 28. April 2021 um 19 Uhr via Zoom in Kooperation mit dem Kulturzentrum der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern statt.

Über die weiteren Veranstaltungen des Sommersemesters informieren wir separat.

Anmeldungen sind per E-Mail an juedische.geschichte@lrz.uni-muenchen.de oder telefonisch unter 089/2180-5570 möglich.

Der 53. Deutsche Historikertag zum Thema *Deutungskämpfe* mit dem Gastland Israel soll vom 5. bis zum 8. Oktober 2021 in einer hybriden Form, mit überwiegend digitalem und reduziertem Präsenzprogramm, in München stattfinden. Wie bereits in der vorletzten Ausgabe berichtet, werden zahlreiche Mitarbeiter des Lehrstuhls mit Vorträgen vertreten sein. Das aktualisierte Programm wird Mitte Mai auf der Webseite des Historikertages abrufbar sein: <https://www.historikertag.de/Muenchen2021>.

NEUES VOM FREUNDESKREIS DES LEHRSTUHLS

Ein Ereignis, das sicher noch vielen Mitgliedern lange in Erinnerung bleiben wird, ist die Lesung aus *Die Jakobsbücher* (Kampa Verlag) der Literatur-Nobelpreisträgerin **Olga Tokarczuk** am 30. September 2020. Durch die Initiative der Vorsitzenden, **Olga Mannheimer**, war es den Mitgliedern des Freundeskreises möglich, per Live-Stream an der Veranstaltung im Literaturhaus kostenlos teilzunehmen. Auch wenn die Veranstaltung nicht wie ursprünglich geplant im März 2020 im Audimax der LMU stattfinden konnte, wurde das Angebot von zahlreichen Mitgliedern und mit sehr viel positiver Resonanz wahrgenommen.

Am 19. November 2020 fand die ordentliche Mitgliederversammlung des Freundeskreises statt. Wegen der Corona-Pandemie wurde sie in digitaler Form via Zoom durchgeführt. Insgesamt nahmen 38 stimmberechtigte Mitglieder daran teil.

Die Berichte der Vereinsvorsitzenden, Olga Mannheimer, sowie der Professoren Michael Brenner und Eva Haverkamp über die Aktivitäten von Verein und Abteilung im zurückliegenden Jahr führten immer wieder vor Augen, welche erhebliche Einschränkungen, die seit März 2020 grassierende Corona-Pandemie mit sich gebracht hatte. Viele geplante Veranstaltungen und Unternehmungen konnten entweder gar nicht oder nur in virtueller Form durchgeführt werden.



Olga Mannheimer und Olga Tokarczuk, September 2020 (v. l. n. r.) (Foto: © Catherina Hess/Literaturhaus München)

Der Bericht der Schatzmeisterin für die Jahre 2019/20, der Bericht der Rechnungsprüfer und die Entlastung des Vorstands waren bereits via digitaler/postalischer Information und Abstimmung behandelt worden. Dazu hatten alle Mitglieder bis Mitte Oktober umfangreiche Unterlagen erhalten, auf deren Basis sie über die Entlastung des Vorstands abstimmen konnten. Die Abstimmung ergab eine Entlastung des Vorstands, alle eingegangenen Voten waren Ja-Stimmen. In der Sitzung selbst gab es keine weiteren Nachfragen oder Kommentare zu diesen Punkten.

Bei der Verleihung der Preise für die besten Seminararbeiten an Studierende wurden **Ina Melitta Timm**, **Helen Schütt** und **Maximilian Schwarz** ausgezeichnet. Die Studierenden stellten ihre Arbeiten kurz vor und ließen die Mitglieder so an ihren Forschungen teilhaben.

Zum Abschluss berichteten ehemalige FreundeskreisstipendiatInnen über ihre mit Mitteln des Freundeskreises unterstützten Forschungen und Sprachkursbesuche: **Elisabeth Rees-Dessauer** gab einen Einblick in ihre mit einem Zuschuss des Freundeskreises gedruckte Dissertation „Zwischen Provisorium und Prachtbau: Die Synagogen der jüdischen Gemeinden in Deutschland von 1945 bis zur Gegenwart“; **Julia Schweisthal** berichtete über einen aus Mitteln des Freundeskreises finanzierten Forschungsaufenthalt in Israel; **Simon Haffner** über seinen durch das Günter-Anders-Stipendium finanzierten Ulpan-Sprachkurs; **Lukas Ruser**

über seinen durch das Lola und Leon-Teicher-Stipendium finanzierten Ulpan-Sprachkurs; **Anton Till** über seinen aus Freundeskreis-Mitteln finanzierten Jiddisch-Sprachkurs. Alle bedankten sich herzlich für die Unterstützung durch den Freundeskreis.

Die vom Freundeskreis ausgeschriebenen Druckkostenzuschüsse erhielten: **Maximilian Strnad** für seine Dissertation „Privileg Mischehe? Handlungsräume ‚jüdisch versippter‘ Familien 1933–1949“ sowie **Katharina Bergmann** für ihre Dissertation zur Emigration der Münchner Juden 1933–1941. Herr Strnad und Frau Bergmann haben sich gerne bereit erklärt, ihre Arbeiten den Mitgliedern des Freundeskreises vorzustellen; wir hoffen, dass dies bald möglich sein wird.

Für die Mitglieder des Freundeskreises gab es zudem auch ein Online-Angebot, welches zahlreich wahrgenommen wurde:

Am 3. Februar 2021 ermöglichte **Dr. Andrea Livnat**, Absolventin des Lehrstuhls, Journalistin und Autorin, den Mitgliedern des Freundeskreises einen Ausflug nach Tel Aviv. In einem virtuellen Rundgang führte sie durch die Weiße Stadt am Meer.

Am 11. Februar stellte **Dr. Stefan Litt**, Archivreferent für deutschsprachige Nachlässe an der Israelischen Nationalbibliothek Jerusalem, im Gespräch mit

Olga Mannheimer seine jüngst erschienene Edition Stefan Zweig *Briefe zum Judentum* (Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag, 2020) vor.

Abgeschlossen wird das Angebot für Freundeskreismitglieder im Winterse-

mester am 18. März mit einem Gespräch zwischen Michael Brenner und Dana von Suffrin über ihren preisgekrönten Debütroman *Otto* und ihr historisches Werk *Pflanzen für Palästina! Naturwissenschaften im Jischuw, 1900–1930* (Mohr Siebeck, 2019).

*Nachrichten und Termine
der Professur für Mittelalterliche
Jüdische Geschichte
(Prof. Dr. Eva Haverkamp-Rott)*

NEUES VON MITARBEITERN UND ABSOLVENTEN

Auf Grund der allgemeinen Situation fanden im Bereich der Mittelalterlichen Jüdischen Geschichte im Wintersemester 2020/21 mit der Ausnahme des Vortrags unseres Gastes an der Abteilung, **Prof. Yossef Schwartz** (TAU), keine weiteren öffentlichen Veranstaltungen statt. In einem der von **Prof. Haverkamp-Rott** unterrichteten Vertiefungskurse stand das Buch *Antijudaism – The History of a Way of Thinking* von **Prof. David Nirenberg** (Chicago) im Zentrum des Lehrprogramms. Zur Freude aller TeilnehmerInnen hat sich Prof. Nirenberg am Ende des Semesters online dazu geschaltet und Fragen zu seinem Buch beantwortet.

Im Sommersemester 2021 werden öffentliche Veranstaltungen online stattfinden, die allerdings Teil eines gemeinsamen Kolloquiums mit **Prof. Knut Görich** und **Prof. Julia Burkhardt** (beide in der Abteilung für Mittelalterliche Geschichte an der LMU) und daher noch in der Planung sind. Durch diese Einbindung, die auch für die folgenden Semester vorgesehen ist, soll der Austausch unter KollegInnen und Studierenden erhöht und Themen der Mittelalterlichen Jüdischen Geschichte vor und mit einem breiteren Publikum diskutiert werden. Einladungen zu diesen Veranstaltungen werden über E-Mail an die Mitglieder des Freundeskreises verschickt.

Sehr erfreulich war die Beendigung des Promotionsverfahrens mit Disputation jeweils für **Katharina Hupe** (Die päpstlichen Urkunden zu Juden im 12. und 13. Jahrhundert), Hayim Malkhasy (פר מהכמת ספר Entstehung eines karäisch-jüdischen Kalam im Byzantinischen

Reich des 11. Jahrhunderts) und für **Maximilian de Molière** (Studies in the Christian Hebraist Library of Johann Albrecht Widmanstetter) – herzlichen Glückwunsch! Eine lang überfällige Nachricht ist, dass Herr de Molière seit 2018 wissenschaftlicher Mitarbeiter am von Prof. Necker geleiteten DFG-Projekt „Encyclopedic Magic. A Synergetic Approach to Rabbi Moses Zacuto’s Sources of Practical and Theoretical Kabbalah“ in Halle ist; promoviert wurde er allerdings an der LMU zu einem mit dem Projekt unabhängigen Thema. **Susanne Weigand**, Doktorandin in der Mittelalterlichen Jüdischen Geschichte, wird im März mit einem DAAD Stipendium zur Forschungszwecken nach Jerusalem zurückkehren. **Dr. Rachel Furst** und Postdoktorandin **Sophia Schmitt**, beide Mitarbeiterinnen am GIF Projekt „Responsa and Archival Records“, haben in internationalen und regionalen Konferenzen und Veranstaltungen Vorträge gehalten und ihre Publikationslisten erweitert. **Prof. Haverkamp-Rott** hat den „Preis für gute Lehre 2019“ des Bayerischen Staatsministeriums für Wissenschaft

und Kunst erhalten. Für weitere Informationen: https://www.jgk.geschichte.uni-muenchen.de/aktuelles/news/haverkamp_preis/index.html.

VERANSTALTUNGEN

Vorschau

Ein für den Herbst 2020 vorgesehener international besetzter Workshop im Rahmen des GIF Projektes „Responsa and Archival Records“ wird am 12.–13. Juli 2021 stattfinden. Den öffentlichen Festvortrag wird **Prof. Judith Olszowy-Schlanger** (Paris und Oxford) halten; die Details zu diesem Highlight werden noch bekannt gegeben werden.

Vom 5.–8. Oktober wird der Deutsche Historikertag in München und online veranstaltet, auf dem auch eine von **Prof. Haverkamp-Rott** geleitete Sektion zum Thema „Christliche Deutungshoheit über jüdische Riten und Inhalte“ mit Vorträgen von **Dr. Andreas Brämer**, **Dr. Ulisse Cecini**, **Prof. Robert Jütte**, und **Prof. Israel Yuval** stattfinden wird.

Die Autorinnen und Autoren

Anna Abelmann

ist seit 2018 wissenschaftliche Koordinatorin der Wissenschaftlichen Koordinierungsstelle Bayern-Israel in der Bayerischen Forschungsallianz in München. Zuvor promovierte sie an der Ruhr-Universität Bochum zur Geschichte der deutschen politischen Stiftungen in Israel von den Anfängen bis in die 1980er Jahre und war auch im Bereich der Sicherheitsforschung tätig. Teile ihrer Dissertation verfasste sie während mehrerer Forschungsaufenthalte an der Bar-Ilan-Universität in Ramat Gan, Israel.

Lydia Bergida

ist in der Nähe von Tel Aviv geboren und lebt seit ihrem dritten Lebensjahr in Deutschland, seit 1998 in München. Sie studierte Jura in Köln, arbeitet als Anwältin und Mediatorin sowie in jüdischen Bildungseinrichtungen. Seit vielen Jahren ist sie als Fotografin in den Bereichen Fotoreportage, Visual Storytelling und Street Photography tätig.

Irit Chen

ist Doktorandin der Abteilung Jewish History and Contemporary Jewry an der Hebrew University, Jerusalem. Ihren Master schloss sie mit summa cum laude am DAAD Center for German Studies der Universität Haifa im Bereich der Modern German and European Studies ab. Ihr Dissertationsprojekt widmet sich der Israel-Mission Köln, der Vertretung der israelischen Regierung in Westdeutschland vor der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Israel und der BRD. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der deutsch-israelischen Beziehungen, der Beziehungen des Staates Israel zu Juden in Deutschland sowie dem Wiederaufbau jüdischen Lebens in Deutschland nach 1945.

Katrin Diehl

studierte an der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg sowie an der Deutschen Journalistenschule in München. Sie ist seit vielen Jahren in München als freie Journalistin tätig.

Markus Greif

ist Studiendirektor am Otto-von-Taube-Gymnasium in Gauging und unterrichtet die Fächer Deutsch, Geschichte, Sozialkunde und Ethik. Als Mitarbeiter in der Schulleitung koordiniert er die schulische Zeitzeugen- und Erinnerungsarbeit und leitet den Schüleraustausch mit der Regional Highschool in Givat Brenner, Israel. Vor seiner Tätigkeit als Lehrer arbeitete er am Historischen Kolleg München und als Althistoriker für das Deutsche Archäologische Institut.

Avinoam J. Patt

ist Professor am Doris and Simon Konover Chair of Judaic Studies sowie Leiter des Center for Judaic Studies and Contemporary Jewish Life an der Universität von Connecticut. Er ist Autor und Herausgeber zahlreicher Werke zur Geschichte jüdischer Displaced Persons. In der Wayne State University Press veröffentlichte er 2019 *The Joint Distribution Committee at 100: A Century of Humanitarianism* und gab 2020 gemeinsam mit David Slucki und Gabriel Finder den Sammelband *Laughter After: Humor and the Holocaust* heraus. 2020 publizierte Patt gemeinsam mit Laura Hilton den Band *Understanding and Teaching the Holocaust* bei University of Wisconsin Press.

Hannes Pichler

ist außenpolitischer Referent im Deutschen Bundestag. Zuvor arbeitete er als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Konrad-Adenauer-Stiftung im Nahen Osten sowie am Institute for National Security Studies (INSS) in Tel Aviv/Israel. 2016 legte Pichler am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur der LMU seine Masterarbeit zu Franz Josef Strauß und Israel unter dem Titel „*Freundschaft der mutigen Tat*“. *Eine biographische Studie zur Frühphase der deutsch-israelischen Beziehungen* vor.

Godel Rosenberg

ist Journalist, Autor und Hightech-Unternehmer. Er war von 1978 bis 1988 Pressesprecher von Franz Josef Strauß und der CSU. Später wurde Rosenberg Repräsentant des Daimler Konzerns in Israel. Von 2009 bis 2018 war Godel Rosenberg der Repräsentant des Freistaates Bayern in Israel. 2015 erschien seine Monographie *Strauß und sein Jude: Erinnerungen zwischen München und Tel Aviv* beim Allitera Verlag. Heute lebt er mit seiner Familie in Herzliya, Israel.

Felix Schölch

studierte an der Universität Würzburg sowie an der LMU München Deutsch, Geschichte und Sozialkunde für das Lehramt an Gymnasien und absolvierte ein Magisterstudium in Neuerer und Neuester Geschichte, Mittelalterlicher Geschichte und Neuerer Deutscher Literaturwissenschaft. Seine Dissertation handelt vom Leben und Werk des Religionsphilosophen, Schriftstellers und Journalisten Schalom Ben-Chorin.

Sandra Simovich

ist seit August 2017 Generalkonsulin des Staates Israel für Süddeutschland. Sie wurde 1974 in Rumänien geboren und wanderte als Siebenjährige mit ihrer Familie nach Israel aus. Sie ist studierte Juristin und begann 1999 ihre diplomatische Laufbahn. Ihre erste diplomatische Position trat sie im Jahr 2000 als stellvertretende Botschafterin in Bukarest, Rumänien, an. Von 2012 bis 2014 war sie politische Beraterin an der Botschaft in Berlin.

Ludwig Spaenle

ist Mitglied des bayerischen Landtages und seit Mai 2018 Beauftragter der Bayerischen Staatsregierung für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus, für Erinnerungsarbeit und geschichtliches Erbe. Von 2008 bis 2018 war er bayerischer Kultusminister, ab 2013 auch für Wissenschaft und Kunst zuständig.

Julia Treindl

ist Gymnasiallehrerin für die Fächer Geschichte, Sozialkunde und Latein und arbeitet seit Herbst 2019 als abgeordnete Lehrkraft am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur. Schwerpunktmäßig beschäftigt sie sich mit der Vermittlung der Geschichte, Gesellschaft und Kultur Israels und der Geschichte der jüdischen Displaced Persons in Deutschland.

Neuerscheinung



LebensBilder

Porträts aus dem jüdischen DP-Lager Föhrenwald

Mit 34 berührenden Porträts von Menschen, die nach dem Krieg im oberbayerischen Isartal vorübergehend eine Bleibe fanden und heute in Deutschland, Israel und USA leben. Erzählt vom Team des Erinnerungsortes BADEHAUS.

Mit Zahlreichen Fotos, Dokumenten und Karten, zweisprachig (Deutsch & Englisch), 176 Seiten, 24,90 Euro.

Bestellen Sie direkt über
www.erinnerungsort-badehaus.de/lebensbilder-buch



DAS BUCH UNTERSUCHT ERSTMALS DIE NICHTJÜDISCHE WAHRNEHMUNG DES ZIONISMUS ZU BEGINN DES 20. JAHRHUNDERTS.



Fabian Weber

Projektionen auf den Zionismus

Nichtjüdische Wahrnehmungen des Zionismus
im Deutschen Reich 1897–1933

2020. 377 Seiten mit 9 s/w-Abb., gebunden

€ 75,00 D | € 78,00 A

ISBN 978-3-525-37094-0

eBook: € 59,99 D | € 61,70 A

ISBN 978-3-647-37094-1

Religiöse Kulturen im Europa der Neuzeit – Band 18

Das Buch untersucht die Wahrnehmung des Zionismus unter Nichtjuden in den verschiedenen öffentlichen Debatten zwischen 1897 und 1933, die häufig an tradierte Bilder des Jüdischen rührten. Damit werden neue Erkenntnisse über das Denken von Nichtjuden über Juden gewonnen.

Der Zionismus ging nicht nur Juden an, sondern wurde auch von verschiedenen nichtjüdischen Gruppen leidenschaftlich diskutiert. Dabei fanden die Zionisten mit ihrem Ziel der Errichtung einer nationalen Heimstätte für die Juden in Palästina sowohl überzeugte Unterstützer als auch erklärte Feinde. Das Buch fokussiert erstmals auf die Wahrnehmung des Zionismus unter Nichtjuden im Deutschen Reich und wird damit nicht nur als Teil der jüdischen Geschichte, sondern vor allem aus der Außenperspektive nichtjüdischer Akteure untersucht. Insbesondere die Ausprägung stereotyper Bilder des Jüdischen ist dabei von Bedeutung.



Vandenhoeck & Ruprecht Verlage

www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

Preisstand 1.1.2021



Der kleine Staat Israel, der 1948 als sicherer Hafen für Juden aus aller Welt gegründet wurde, ist heute wirtschaftlich und militärisch stark – und hat doch nicht zur erhofften Normalität und Sicherheit gefunden. Noam Zadoff erzählt die Geschichte des Landes von der zionistischen Einwanderung über die Konflikte mit den arabischen Nachbarn und der palästinensischen Bevölkerung bis zur Gegenwart und zeigt, welche Auswirkungen die zentralen Ereignisse auf Kultur und Gesellschaft hatten. Eine erfreulich sachliche Einführung für alle, die dem kleinen Land voller Widersprüche nicht gleichgültig gegenüberstehen.

«Eigentlich ist es unmöglich, die Geschichte Israels vollständig auf 144 Seiten unterzubringen. Noam Zadoff gelingt es.»
tabularasa, Nathan Warszawski

144 Seiten mit 8 Abbildungen und 2 Karten | € 9,95 | ISBN 978-3-406-75755-6

C.H.BECK
WWW.CHBECK.DE

MÜNCHNER BEITRÄGE ZUR JÜDISCHEN GESCHICHTE UND KULTUR

DIE THEMEN DER BISHER ERSCHIENENEN HEFTE

1/2007

Yfaat Weiss über LEA GOLDBERG,
Themenschwerpunkt Juden im
Nachkriegsdeutschland

2/2007

ZUR HISTORISCHEN GESTALT
GERSHOM SCHOLEMS
mit Beiträgen von Jürgen Habermas,
David A. Rees, Itta Shedletzky, Lina
Barouch, Mirjam Triendl-Zadoff, Noam
Zadoff und Giulio Busi

1/2008

MÜNCHNER PORTRÄTS: DREI
JÜDISCHE BIOGRAPHIEN
Christian Ude zu Kurt Eisner, Hans-
Jochen Vogel zu Lion Feuchtwanger,
Rachel Salamander zu Gerty Spies

2/2008

JUDENTUM UND ISLAM
mit Beiträgen von John M. Efron,
Richard I. Cohen und Carlos Fraenkel

1/2009

DEUTSCHLAND IN ISRAEL – ISRAEL
IN DEUTSCHLAND
mit Beiträgen von Dan Laor, Anja
Siegemund, Christian Kraft, Andrea
Livnat, Gisela Dachs, Chaim Be'er und
Julie Grimmeisen

2/2009

DAS PORTATIVE VATERLAND
mit Beiträgen von Hans Magnus
Enzensberger, Rahel E. Feilchenfeldt,
Andreas B. Kilcher, Michael Krüger,
Thomas Meyer, David B. Ruderman, Ittai
J. Tamari, Ernst-Peter Wieckenberg und
Reinhard Wittmann

1/2010

EINE DEUTSCH-JÜDISCHE
NACHKRIEGSGEOGRAPHIE
mit Beiträgen von Tobias Freimüller,
Katharina Friedla, Anne Gemeinhardt,
Monika Halbinger, Tamar Lewinsky,
Hendrik Niether, Andrea Sinn und
Maximilian Strnad

2/2010

VON DER KRISTALLNACHT ZUM
NOVEMBERPOGROM:
DER WANDEL DES GEDENKENS AN
DEN 9. NOVEMBER 1938
mit Beiträgen von Norbert Frei, Anne
Giebel, Constantin Goschler, Monika
Halbinger, Harald Schmid und Alan
E. Steinweis

1/2011

EIGENBILDER, FREMDBILDER –
FORSCHUNGEN ZUM ANTIKEN UND
MITTELALTERLICHEN JUDENTUM
mit Beiträgen von Ismar Schorsch, Ora
Limor und Israel J. Yuval, Kenneth Stow,
Astrid Riedler-Pohlens und Wiebke
Rasumny

2/2011

DAS NEUE SEFARAD – DAS MODERNE
SPANIEN UND SEIN JÜDISCHES ERBE
mit Beiträgen von David Nirenberg,
Michael Studemund-Halévy, Michal
Friedman, Stefanie Schüler-Springorum,
Anna Menny, Carlos Collado Seidel und
Alejandro Baer

1/2012

JÜDISCHE STIMMEN IM DISKURS DER
SECHZIGER JAHRE – Elmauer Gespräche
mit Awi Blumenfeld, Michael Brenner,
Daniel Cohn-Bendit, Dan Diner, Norbert
Frei, Jürgen Habermas und Rachel
Salamander

2/2012

KUNSTSTADT MÜNCHEN?
UNTERBROCHENE LEBENSWEGE
mit Beiträgen von Willibald Sauerländer,
Sandra Steinleitner, Olena Balun, Anna
Messner, Winfried Nerdinger, Eva-Maria
Troelenberg, Annette Hagedorn, Heidi
Thiede und Lisa Christina Kolb

1/2013

ISRAEL AND EUROPE
Contributions by Colin Shindler, Azriel
Bermant, Samuel Ghiles-Meilhac, Rory
Miller, Oren Osterer, Jakub Tyszkiewicz
and Noam Zadoff

2/2013

BRIEFE IM EXIL – JÜDISCHE
EMIGRANTEN IN DEN USA
Guy Stern, Thomas Meyer, Mirjam
Zadoff, Michael A. Meyer, Friedrich
Wilhelm Graf, Marie-Luise Knott,
Martina Steer und Hiltrud Häntzschel
kommentieren Briefe von Leo Strauss,
Arthur Rosenberg, Fritz Bamberger, Ernst
Cassirer, Hannah Arendt, Friedrich
Torberg, Selma Stern

1/2014

ZIONISMUS UND NATUR-
WISSENSCHAFT
mit Beiträgen von Kärin Nickelsen,
Dana von Suffrin, Derek J. Penslar, Ute
Deichmann, Anthony S. Travis, Sarah
Oren, Yulia Egorova und Dieter
Langewiesche

2/2014

JUDENVERFOLGUNG IN MÜNCHEN
mit Beiträgen von Andreas Heusler, Dana
Smith, Christiane Kuller, Susanna
Schrafstetter und Maximilian Strnad

1/2015

DAS GROSSE IM KLEINEN –
ÜBER ERZIEHUNG
mit Beiträgen von Bettina Bannasch,
Michael Brenner, Nazli Hodaie, Philipp
Lenhard, Julia Müller-Kittkau, Gregor
Pelger, Evita Wiecki und Mirjam Zadoff

2/2015

LEBENSFREUNDSCHAFTEN
JÜDISCHER INTELLEKTUELLER
IM 20. JAHRHUNDERT
mit Beiträgen von Lars Bullmann, Philipp
Lenhard, Gerhard Scheit, Heidrun Siller-
Brabant und Shulamit Volkov

1/2016

JÜDISCHE ARMUT
mit Beiträgen von Martha Keil, Sabine
Koller, Gerhard Langer, Jeffrey Shandler
und Susanne Talabardon

2/2016

VON EUROPA NACH SÜDAMERIKA –
DEUTSCH-JÜDISCHE KULTUR IN DER
EMIGRATION
mit Beiträgen von Alejandro Baer, Liliana
Ruth Feierstein, Johanna Hopfengärtner,
Luis Krausz, Irene Münster, Sonja Wegner
und Alexander Valeriu

1/2017

50 JAHRE SECHS-TAGE-KRIEG
mit Beiträgen von Johannes Becke, Julie
Grimmeisen, Andreas Heusler, Katharina
Hey, Wolfgang Kraushaar, Dominik Peters,
Hannes Pichler und Raphael Rauch

2/2017

NACHBARSCHAFTEN. THOMAS MANN
UND SEINE JÜDISCHEN
SCHRIFTSTELLER- UND
KÜNSTLERKOLLEGEN IN MÜNCHEN
mit Beiträgen von Dirk Heißerer, Carmen
Sippl und Guy Stern

1/2018

DIE MÖHLSTRASSE – EIN JÜDISCHES
KAPITEL DER MÜNCHNER
NACHKRIEGSGESCHICHTE
mit Beiträgen von Anna Holian, Willibald
Karl, Lilly Maier, Raphael Rauch und
Ronen Steinke

2/2018

MÄRZ '68 IN POLEN – EINE ANTISEMI-
TISCHE KAMPAGNE UND IHRE FOLGEN
mit Beiträgen von Zygmunt Bauman,
Justyna Koszarska-Szulc, Daniel Mahla,
Olga Mannheimer, Natalia Romik,
Stephan Stach und Marcin Starnawski

1/2019

ALTNEU – JÜDISCHES LEBEN
IN EUROPA NACH 1989

mit Beiträgen von Philipp Lenhard,
Daniel Mahla, Jair Melchior,
Michael L. Miller, Diana Pinto und
Ute Steyer

2/2019

BÜCHERSPUREN.

KARL WOLFSKEHLS DEUTSCH-
JÜDISCHE BIBLIOTHEK

mit Beiträgen von Maik Bozza, Johannes
Gindele, Caroline Jessen, Marie Luise
Knott, Julia Schneidawind und Friedrich
Voit

1/2020

TÜR AN TÜR IM MITTELALTER:
JÜDISCH-CHRISTLICHE
NACHBARSCHAFT VOR DEM
GHETTO

mit Beiträgen von Eveline Brugger,
Rachel Furst, Eva Haverkamp-Rott,
Andreas Lehnertz, Astrid Riedler-Pohlers,
Sophia Schmitt und Birgit Wiedl

2/2020

BEGEGNUNGEN. JUDEN UND
MUSLIME IM DEUTSCHLAND DER
ZWISCHENKRIEGSZEIT

mit Beiträgen von Marc David Baer,
Gerdien Jonker, Sabine Mangold-Will,
David Motadel und Ronen Steinke